

NUMMER 24  
ZWEITES NOVEMBERHEFT  
1936  
BERLIN

PREIS 20PF.

# DIE SIRENE

ILLUSTRIERTE ZEITSCHRIFT MIT DEN MIT-  
TEILUNGEN DES REICHLUFTSCHUTZBUNDES



# Das Präsidium des RLB teilt mit:

## Personalveränderungen

Der Präsident hat ernannt:

den bisherigen Stabsführer der SA-Gruppe Berlin-Brandenburg, SA-Gruppenführer Uhl, zum Führer der Landesgruppe Rheinland;

den früheren Führer der Bezirksgruppe Berlin-Reinickendorf, SA-Hauptführer von Holleuffer, zum Stabsführer der Landesgruppe Schlesien;

den mit der Wahrnehmung der Geschäfte des Stabsführers beauftragten SA-Oberführer Schröder unter Beförderung zum SA-Hauptführer zum Stabsführer der Landesgruppe Nordmark.

## Gewissenhafte Mitarbeit im Luftschutz ist staatsbürgerliche Pflicht

Der Oberbürgermeister von Allenstein hat eine Bekanntmachung folgenden Inhaltes erlassen:

„Ich mache alle Einwohner Allensteins darauf aufmerksam, daß gewissenhafte Mitarbeit im Luftschutz als Amtsträger oder Selbstschutzkraft und die Teilnahme an den Ausbildungslehrgängen des Reichsluftschutzbundes im Rahmen der erlassenen Bestimmungen staatsbürgerliche Pflicht ist, deren Erfüllung auf Grund der Verfügung des Herrn Regierungspräsidenten vom 6. April 1935 gefordert werden muß.“

## RLB-Amtsträger wird SA-Geländesportlehrer

Dem Adjutanten der Ortsgruppe X/130 der Landesgruppe Groß-Berlin, Grode, wurde durch den Führer der SA-Brigade 30 das silberne Sportabzeichen überreicht und ihm die Lehrberechtigung als SA-Geländesportlehrer zuerkannt. Zum Empfang des SA-Sportabzeichens waren, außer dem Lehrgangsteilnehmer Obergruppenführer von Jagow, 16 SA-Führer angetreten, wobei besonders hervorgehoben wurde, daß sich unter den neu ernannten Geländesportlehrern auch ein Angehöriger des Reichsluftschutzbundes befindet.

## Verschärfte Kontrolle der Boden-Entrümpelung

Der Polizeipräsident in Magdeburg hat eine Verfügung erlassen, die in der gesamten örtlichen Presse veröffentlicht wurde und die eine wertvolle Förderung der Bestrebungen des Reichsluftschutzbundes darstellt, durch Entrümpelung der Dachböden die Brandgefahr in den Häusern herabzumindern. In dem Erlaß heißt es u. a.:

„Ich beabsichtige, in den nächsten Wochen stadtteilweise Wagen fahren zu lassen, die das noch vorhandene Bodengerümpel aufnehmen, um somit den weniger bemittelten Volksgenossen und den bisher Säumigen die Mittel zum Abtransport des Bodengerümpels zu ersparen. Von dieser letzten Gelegenheit muß jeder Volksgenosse Gebrauch machen und schon jetzt seinen Boden auf unbrauchbares Gerät überprüfen.“

Die Wagen werden von Polizeibeamten und von Amts-

## Nachruf

Am 8. November 1936 verstarb an den Folgen einer als Kriegsflieger erlittenen schweren Verwundung der SA-Gruppenführer im Präsidium

### Major a. D. Ernst Blum-delorme

Ein in Krieg und Frieden hochverdienter Offizier, ein Mensch von gütiger und vornehmer Gesinnung, ein treuer, lieber Kamerad ging zur großen Arme. Seine aufrichtige, offene und gerade Natur, sein vorbildlicher Kameradschaftsinn und seine hohe Pflichtauffassung haben dem Verstorbenen die Liebe und Achtung aller gesichert, die mit ihm und unter ihm arbeiten durften. Er hat mit wahrhaft heldenhafter Energie trotz seines schweren körperlichen Leidens seine Pflicht bis zum letzten Atemzuge erfüllt und ist so, wie ein echter Soldat getreu bis in den Tod, hingegangen. — Der Reichsluftschutzbund wird diesem pflichtgetreuen Amtsträger in Dankbarkeit immer ein ehrendes Andenken bewahren. — Im Namen des Präsidiums hat der Präsident am Sarge des Entschlafenen einen Kranz niedergelegt.

Die Beisetzung fand am 14. November 1936 in Karlsruhe statt. Der Präsident war durch den Führer der Landesgruppe Baden-Rheinpfalz vertreten.



Aufn. Erich Bauer, Karlsruhe

Trotz seiner im Weltkrieg schwer geschädigten Gesundheit stellte sich SA-Gruppenführer Blum-delorme  $\times$ , wo es galt, in den Dienst der Volksgemeinschaft. Auch bei der Sammlung am Tag der nationalen Solidarität in den vergangenen Jahren fehlte er nicht

trägern des Reichsluftschutzbundes begleitet, und die Bevölkerung wird durch Abgabe von Signalen auf die Sammlung des Bodengerümpels aufmerksam gemacht. Das Gerümpel ist in den in den Tageszeitungen angegebenen Stadtteilen zu den angegebenen Zeiten vor den Häusern bereitzustellen.

Zur weiteren Nachprüfung der Durchführung der Entrümpelung der Hausböden werden in meinem Auftrage in Zukunft laufend die Amtsträger des Reichsluftschutzbundes im Beisein der Luftschutzhauzwarte und eines Polizeibeamten eine verschärfte Kontrolle durchzuführen. Den Anregungen und Aufforderungen dieser Amtsträger ist im Interesse der Volksgemeinschaft Folge zu leisten.

Säumige werden in Zukunft rückwärtslos auf Grund der Polizeiverordnung zur Verhütung von Schadenaufwehren, § 9 Abs. 4 vom 17. 9. 1934, bestraft.“

**Großer Erfolg der GDLA in Gelsenkirchen**  
Die Große Deutsche Luftschutzausstellung des Präsidiums konnte in der Kohlenstadt Gelsenkirchen ihre Erfolgsserie

fortsetzen. Über 90 000 Besucher wurden gezählt.

Anlässlich der Eröffnung, die der Vizepräsident des RLB und Chef des Stabes, Generalmajor Niehoff, vornahm, wurde auch die Luftschutzhauptschule der Ortsgruppe Gelsenkirchen eingeweiht. Im Rahmen der Einweihungsfeier nahm der Landesgruppenführer die Weihe von sechs Fahnen vor. Außer RLB-Ehrenfahnen hatten Abordnungen der SA, der SS, der PD, der HJ und der DAF, ferner eine Ehrenkompanie der Schutzpolizei, Abordnungen der Technischen Nothilfe, des Reichskriegerbundes „Koffhäuser“ und ein Ehrensturm des DLB. Aufstellung genommen.

Die GDLA hat der Ortsgruppe Gelsenkirchen einen starken Auftrieb gegeben. Ein Beispiel dafür ist die Tatsache, daß am Adolf-Hitler-Gymnasium die beiden Primen, die Obersekunda und die Untersekunda geschlossen dem RLB als Mitglieder beigetreten sind, desgleichen ein großer Teil der übrigen Klassen und die Oberklasse einer Volksschule in Buer-Erle. Alle Schüler bringen gern das Opfer des Mitgliedsbeitrages und warten auf ihre Ausbildung, um später als Selbstschutzkräfte praktisch tätig sein zu können.

## „Musterzügliche Luftschutzwerbung an der Saar

Wiederholt konnte anerkannt werden, daß die Mitgliederwerbung der Gruppe Saar schnelle und außerordentliche Erfolge erbrachte. Die Ortsgruppe Saarbrücken hat im Laufe eines halben Jahres ihren Mitgliederbestand von 4886 auf 66676 erhöhen können. Es bedeutet dies, daß 40 v. H. der Bevölkerung von Saarbrücken als Mitglieder im RLB erfasst sind. Auch außerhalb des Stadtbezirks Saarbrücken wird die Werbung tatkräftig betrieben. So hat z. B. der Werbewart der Gemeindeguppe Fehlingen, Schulleiter Holler, in kurzer Zeit von 1700 Einwohnern dieses Ortes über 1100 als Mitglieder gewonnen.

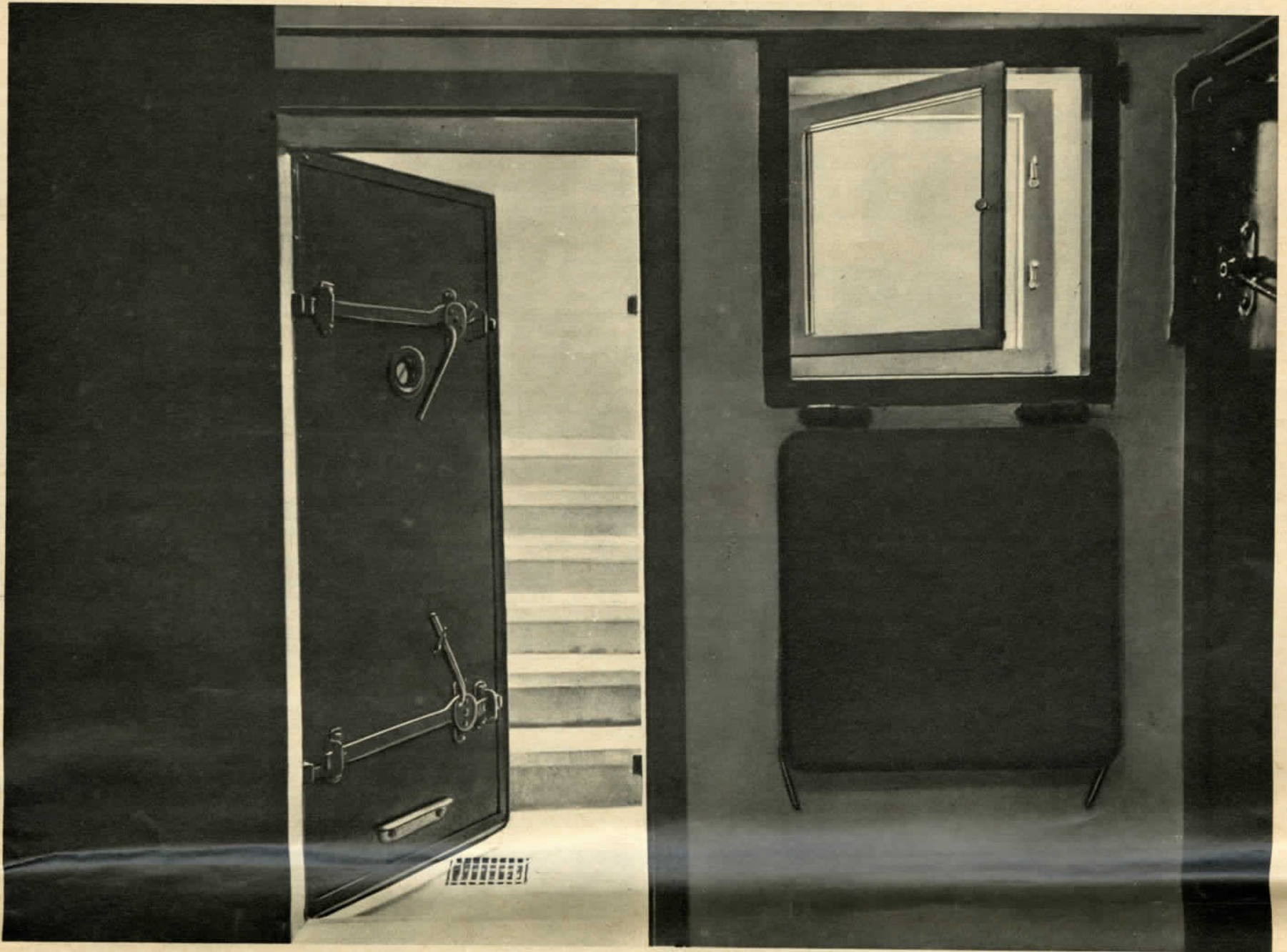
## Wer im RLB mitarbeitet, dient Volk und Vaterland!

Der Kreisleiter der NSDAP in Heilbronn hat an die Bevölkerung den nachstehenden Aufruf zur Mitarbeit im RLB erlassen:

„Der Reichsluftschutzbund will die Zusammenfassung der Bevölkerung zu einer Schutzgemeinschaft. Die Sorge um die Sicherheit der Heimat hat ihn ins Leben gerufen. Wer im RLB mitarbeitet, setzt sein ganzes Sein für Volk und Vaterland ein. Je gewaltiger diese Organisation ist, um so mehr kann sie leisten.“

Auch wir wollen an dieser Aufgabe tatkräftig mitbauen helfen. Deshalb müssen unsere Frauen und Männer in den Reichsluftschutzbund.

Luftschutz erhält Volksgut, wer ihn unterstützt, leistet Dienst am deutschen Volk, und deshalb treten dem Reichsluftschutzbund bei.“



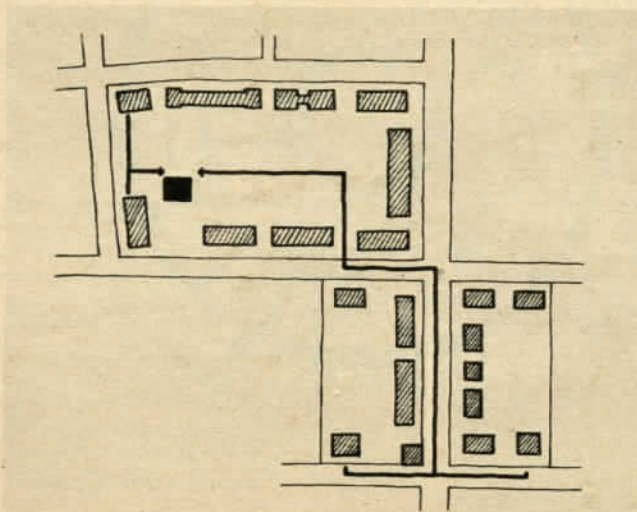
Eingang zu einem Schutzraum mit vorschriftsmäßigen kampfstoffsicheren Tür- und Fensterverschlüssen  
 (Die Aufnahmen und Zeichnungen sowie der Text dieses Artikels wurden von dem Gauamt für Technik der NSDAP in Pommern zur Verfügung gestellt, von dem die Bauten in Zusammenarbeit mit der Luftschutz-Bauberatungsstelle der Landesgruppe Pommern des RLB veranlaßt und entworfen wurden)

# Pommern baut Schutzräume

Der Schutz unseres Landes gegen feindliche Luftangriffe ist eine Forderung, deren Dringlichkeit uns heute mehr denn je bewußt wird. Angesichts der zunehmenden Wirren Europas, der gigantischen Kriegsvorbereitungen Sowjetrußlands und seines Vordringens nach Mitteleuropa durch Bündnisse und Militärvereinbarungen, wäre es eine nicht wieder gutzumachende Unter-

lassungsfünde, wollte das nationalsozialistische Deutschland nicht alle Schritte unternehmen, nicht nur seine Grenzen, sondern auch sein offenes und ungeschütztes Land gegen feindliche Luftangriffe zu verteidigen. Die modernen Luftwaffen haben nicht nur die Aufgabe, die kämpfenden Truppen zu vernichten, nein, in noch größerem Maße sind sie geschaffen, die lebens- und kriegs-

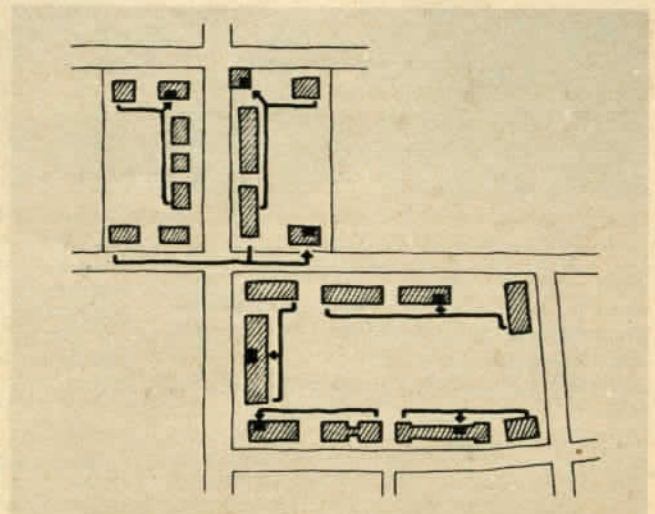
wichtigen Betriebe zu zerstören und die Bevölkerung durch dauernde Bedrohung zu zermürben. Der Schutz dieser Betriebe und der gesamten Bevölkerung gegen die Gefahren von Luftangriffen ist eine neue und ungeheuer große Aufgabe. Wenn auch gegen Volltreffer von Bomben kein ausreichender Schutz geboten werden kann, so ist doch zu bedenken, daß nicht jede Bombe trifft. Dafür

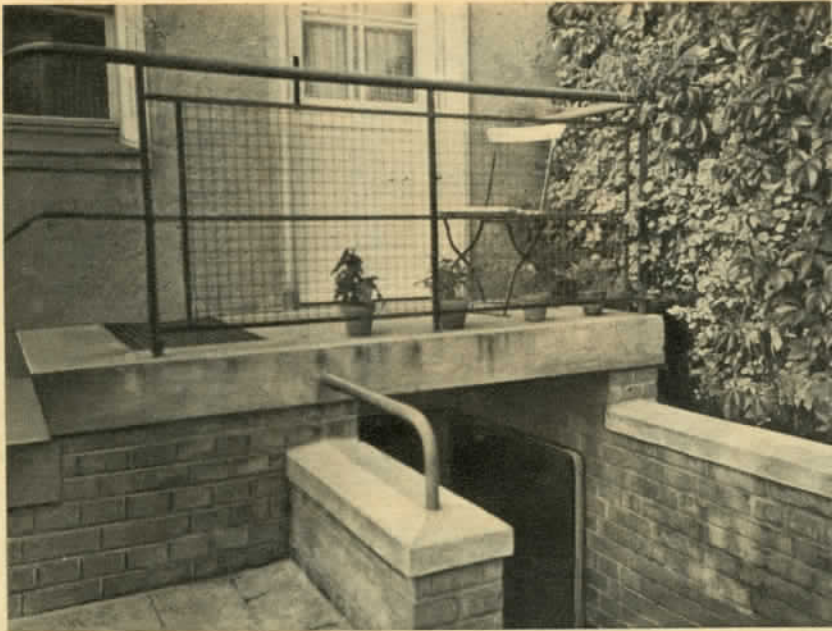


Links: Falsch. Der ursprüngliche Plan sah für 70 Wohnungen einen einzigen Schutzraum mit einem Fassungsvermögen von rund 200 Menschen vor. Die Nachteile dieser Zusammenballung sind klar ersichtlich

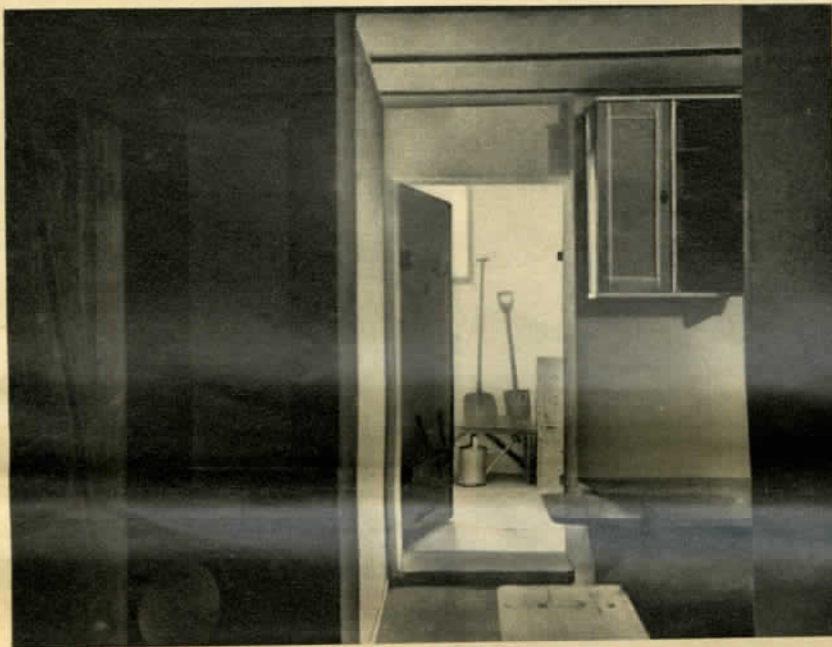
\*

Rechts: Richtig. Der tatsächlich ausgeführte Plan weist sieben Schutzräume auf mit einem Fassungsvermögen von je 20 bis 30 Personen. Dadurch wird die Länge der Fluchtwege erheblich vermindert

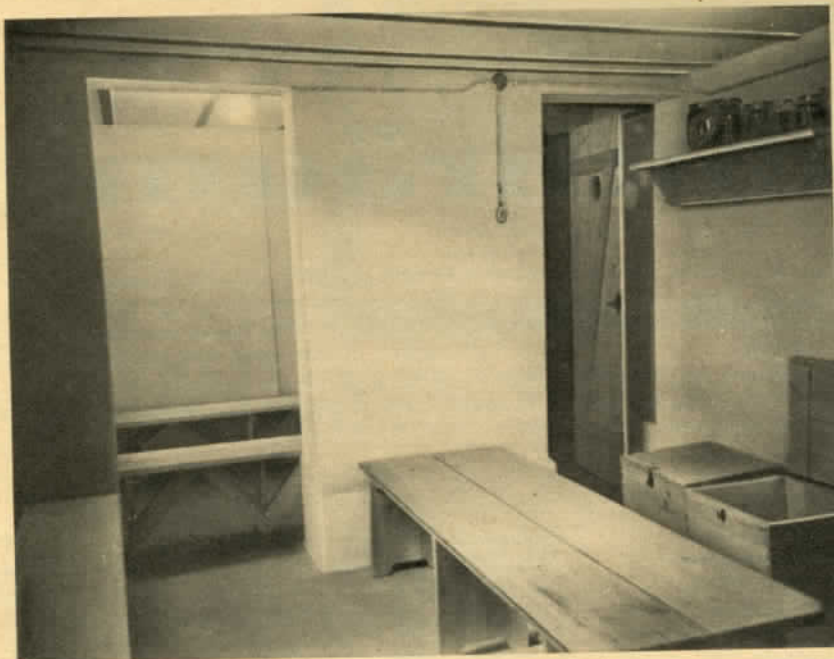




Zugang zum Schutzraum in einer Stettiner Siedlung



Eingang zum Schutzraum durch die Gasschleuse



bietet aber ein sachgemäß ausgebauter Schutzraum gegen die verheerenden Nebenwirkungen der Fliegerbomben wie Explosionsdruck, Splitter- und Trümmerwirkung sowie Schäden durch chemische Kampfstoffe einen ausreichenden Schutz, um Verluste an Menschenleben auf ein Mindestmaß herabzusetzen. Deshalb muß die Forderung nach einem Schutzraum in jedem Hause eine Selbstverständlichkeit werden, und es darf heute kein Techniker mehr

Der Bau eines Schutzraumes bedeutet keine Beschränkung des Wirtschaftsraumes einer Wohnung. Die Hausfrau kann ihn wie einen gewöhnlichen Keller benutzen, worin sich das „Eingemachte“ und manches andere unterbringen läßt

Rechts: Schnitt und Grundriß eines Schutzraumes für 110 Personen, der in Stettin gebaut wurde. Die vorgesehene Vorschleuse ist nicht einmal notwendig

ein Haus bauen, ohne auf die Anlage eines Schutzraumes Bedacht zu nehmen. Die Mehrkosten sind bei einem Neubau im Verhältnis zur Bau Summe so gering, daß sich kein Bauberr ernstlich gegen den Bau eines Schutzraumes wehren wird.

Was hier als eine Selbstverständlichkeit angestrebt wird, ist aber auch auf die vorhandenen Gebäude auszudehnen. Wenn auch zugegeben werden muß, daß sich die Kosten für den nachträglich Einbau der Schutzräume höher als bei Neubauten stellen, so muß es vordringliche Aufgabe jedes Technikers sein, sich mit der Technik der Einzleinrichtungen so vertraut zu machen, daß er in allen Fällen bei größter Sparsamkeit den größten Wirkungsgrad der Sicherungsmaßnahmen zu erzielen in der Lage ist. Damit soll nicht gesagt sein, daß Stahl und Eisenbeton als Baustoffe unbedingt notwendig sind. In trockenen Räumen z. B. kann unbedenklich Holz verwendet werden, wobei allerdings die Benutzbarkeit der Kellerräume nicht durch die Anordnung zu zahlreicher Stützen beeinträchtigt werden darf.

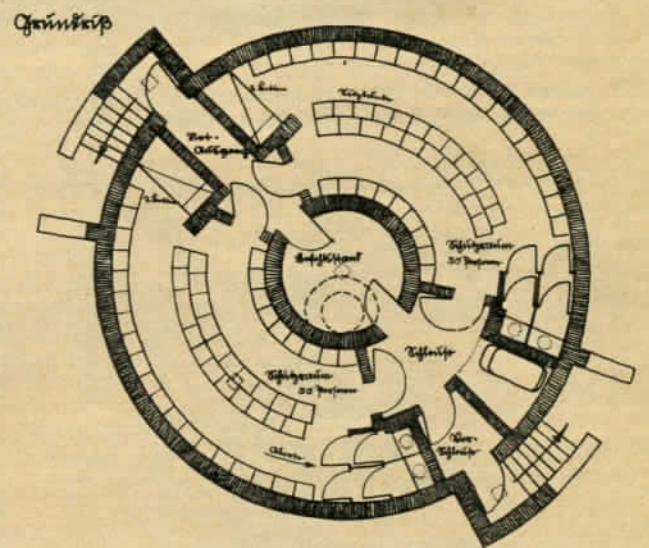
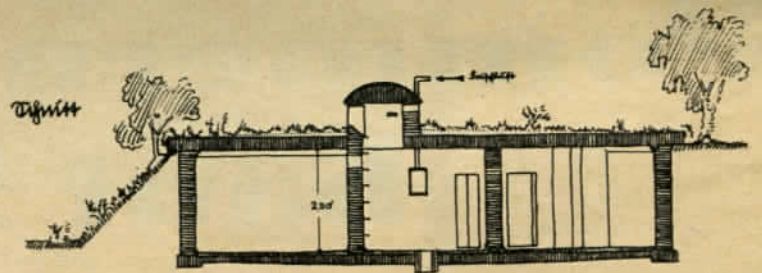
Über den Bau der Schutzräume allgemeine Anweisungen oder Ratsschläge zu geben, ist hier nicht möglich. Die Ausbaumöglichkeiten sind so verschiedenartig, daß sich eine bestimmte Konstruktion nicht empfehlen läßt. Die an jedem Ort vorhandenen Bauberatungsstellen des Reichsluftschutzbundes geben alle erforderlichen Aufschlüsse über den praktischen Ausbau von Schutzräumen.

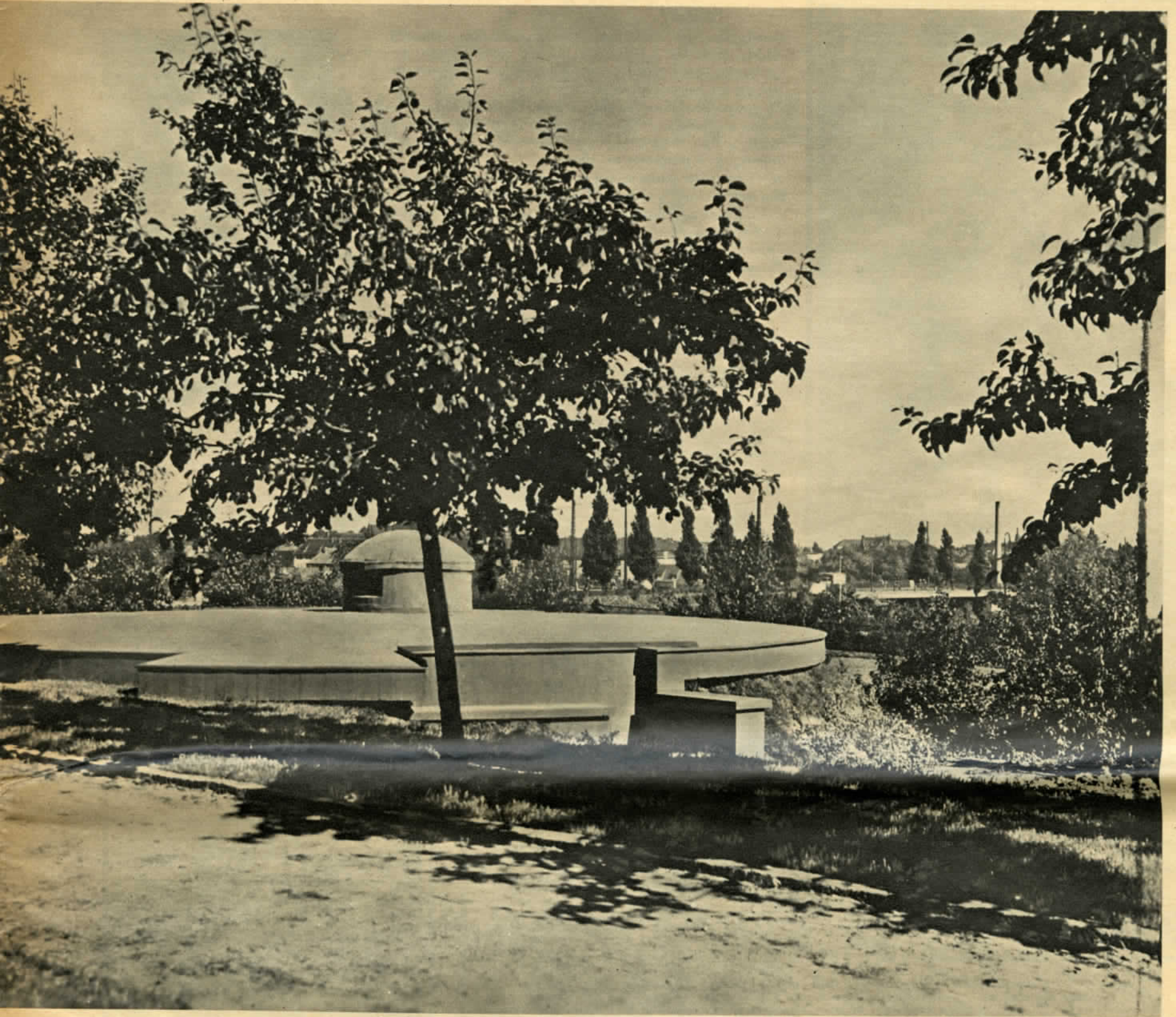
Im nachstehenden sollen nun zwei Beispiele ausgeführter Schutzräume in Pommern gezeigt werden.

Im ersten Fall handelte es sich darum, für die Bewohner einer bestehenden Siedlung von 70 Wohnungen Schutzräume zu schaffen. Der vorgelegte Plan sah einen gemeinsamen Schutzraum für 200 Personen als Sonderbau auf dem Trockenplatz der Siedlung vor. Da hier bei Vorhandensein von Hauskellern kein zwingender Grund vorlag, soviel Menschen an einer Stelle zusammenzubringen, wurde dieses Projekt verworfen, und es kamen dafür sieben Schutzräume mit einem Fassungsvermögen von je 20 bis 30 Personen zur Ausführung. Mitbestimmend war auch der Umstand, daß bei dieser Verteilung der Schutzräume auf das Siedlungsgebiet die Länge der Fluchtwege zum nächsten Schutzraum für jede Wohnung auf ein Mindestmaß herabgesetzt werden konnte.

Die anfänglichen Bedenken der Bewohner gegen Verwendung eines ihrer Kellerräume als Schutzraum verschwanden nach Fertigstellung der Bauarbeiten restlos, als ihnen die Räume, sauber getüncht, teilweise durch notwendiges Lieferlegen des Fußbodens höher geworden, mit festen Eisentüren und eisernen Fensterblenden versehen, zur Wiedernutzung übergeben wurden. Die Hausfrauen zeigten sich alsdann eifrig bemüht, durch Anbringung von Bordbrettern und Regalen für ihr „Eingemachtes“ den Raum so auszunutzen, daß er als Schutzraum jederzeit ohne Schwierigkeit verwendet werden kann, ohne ihrem Wirtschaftsraum verlorenzugeben. In mehreren Fällen, wo geeignete Keller nicht zu erfassen waren, mußten die Waschküchen als Schutzraum ausgebaut werden. Die Aufnahmen dürften die Zweckmäßigkeit dieser Räume beweisen.

Der zweite dargestellte Fall war von anderen Gesichtspunkten aus zu behandeln. Für ein hohes, freistehendes Gebäude war ein Schutzraum





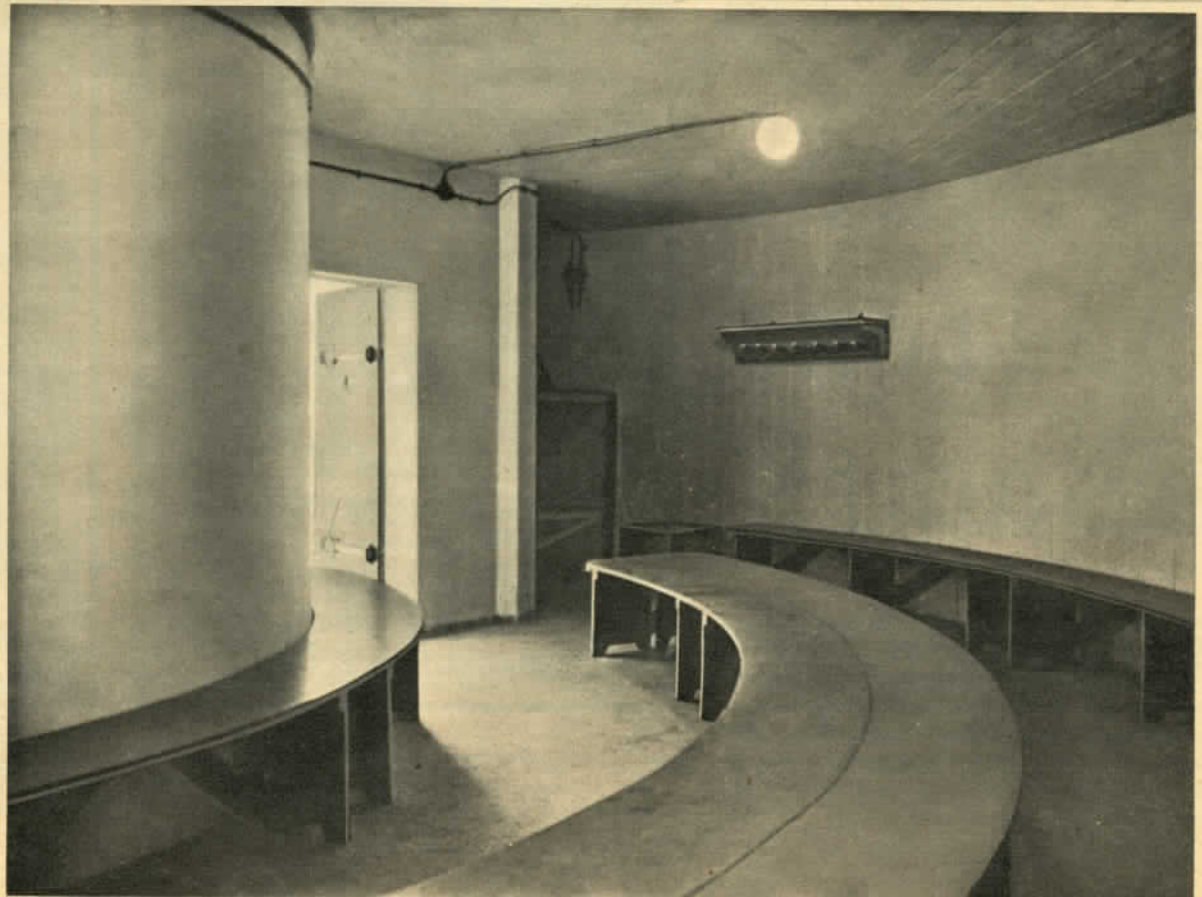
Schutzraum-Anlage in kreisrunder Form (Außenansicht). Die Decke muß noch durch Rasen, Bepflanzung oder durch eine Erdaufschüttung getarnt werden

Rechts: Innenansicht des auf obigem Bilde gezeigten Baues. Der Grundriß ist aus der Zeichnung auf Seite 656 unten rechts ersichtlich

Alle Aufnahmen: Louis Waller  
Zeichnungen: Gauamt für Technik der NSDAP, Pommern

für 110 Personen zu schaffen. Kellerräume standen nicht zur Verfügung. Die Berechnung ergab, daß eine Unterfangung der starken Gebäudemauern zur nachträglichen Anlage eines Schutzraumes zu teuer geworden wäre. Da Gartengelände mit ausreichend hohen Böschungen vorhanden war, so blieb nur der Ausweg, hier einen Schutzraum in möglichster Nähe des Hauses als Sonderbau in Anlehnung an eine Böschung zu errichten.

Beim Bau dieses Schutzraumes war die Tarnung gegen Fliegerlicht eine weitere Forderung. Da es sich hier um ein selbständiges Bauwerk handelt, eine Rücksichtnahme auf vorhandene Bauteile also nicht nötig war, wurde im Hinblick auf die Sicherung gegen Erddruck, Luftstoß und Luftfog nach reiflicher Überlegung eine kreisrunde Form des Grundrisses gewählt. Die Raumaufteilung und Bauart sind aus unseren Bildern ersichtlich. Decken, Wände und Fundamente sind ausreichend dimensioniert. Durch Bepflanzung wird die gewünschte Tarnung geschaffen.





Der Roland von Belgern an der Elbe, eine der allergrößten Bildsäulen dieser Art, die einzige in der alten Mark Meißen. Sie ist ursprünglich als Wahrzeichen städtischer Vorrechte errichtet worden

# Rolande halten Wacht!

**R**iesige Gestalten, ungeschlachte Kolosse, Schöpfung einer markigen Zeit, welcher Größe mehr als Schönheit galt, stehen seit Jahrhunderten unverrückt noch in vielen Städten, Märkten und Dörfern Deutschlands — es sind die Rolandsäulen. Mit ernstem königlichem Antlitz und dem strengen Blick des Richters, das mächtige blanke Schwert in der Rechten, sind sie früheren

Geschlechtern ein Palladium, dem gegenwärtigen Geschlecht ein Rätsel. Schon seit Jahrhunderten hat sich die Wissenschaft bemüht, den dunklen Sinn, den unsere Vorfahren in das geheimnisvolle Bild gelegt haben wollen, zu erhellen.

Die Vertreter der einen Richtung erklären, die Rolandsbilder seien von Anfang an Wahrzeichen städtischer Freiheiten oder Vorrechte, der Stadtfreiheit gewesen, während der andere Teil annimmt, die Rolande hätten ursprünglich Gerichtsbilder dargestellt.

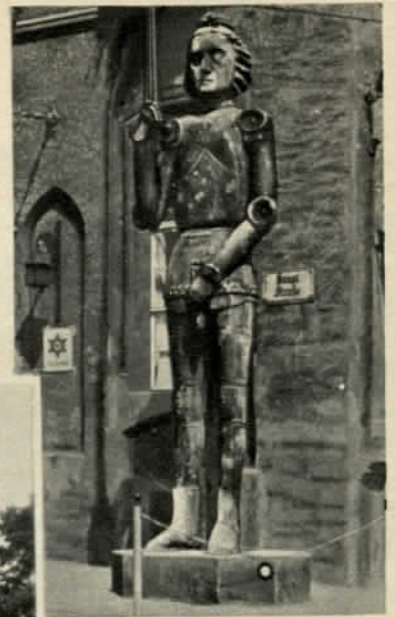
Eine vermittelnde Stellung nimmt Christian Gottlob Haltaus ein, nach dem wohl einzelne Rolande in Beziehung zur Gerichtsbarkeit gestanden haben. Im übrigen sind aber die Rolande der Reichsstädte Wahrzeichen der Reichsunmittelbarkeit und die der anderen Orte Zeichen von besonderen Freiheiten gewesen.

Roland, der nach Sage und Lied im Kampfe für den Glauben gestor-

Unten: Der verwitterte Roland auf dem Friedhof in Obermarsberg (Westfalen), das Zeichen alter Gerichtsbarkeit



Oben: Der Roland zu Wedel in Schleswig-Holstein. Er wurde von den schauenburgischen Grafen als Wahrzeichen des Zoll- und Fährrechtes, wohl auch des Stapelrechtes für Rindvieh errichtet



Die städtische Rolandssäule vor dem Rathaus in Brandenburg a. d. H.

bene Markgraf der Bretagne und Lieblingsneffe Kaiser Karls des Gesetzgebers, ist seit dem Zeitalter der Kreuzzüge in Bremen und den ostdeutschen Grenzländern als Schirmherr hoher Rechte erschienen. Er ist als heilige Schutzgestalt angesehen worden. Seine gewaltigen Bildwerke haben die Vorrechte von Kaufleutesiedlungen im Handelsverkehr geschützt. Das Schwert in seiner Hand ist nicht das Gerichtsschwert, es ist das zu dauerndem, unablässigem Schirmen hoher Güter und großer Vorrechte bestimmte Schwert und emblemat. des besondern der Scheide.



Der Roland zu Stendal  
Aufnahmen Georg Herrmann, Dresden



Der Roland zu Bremen. Das steinerne Bild ist auch hier wie in vielen Fällen an die Stelle eines ursprünglich hölzernen getreten

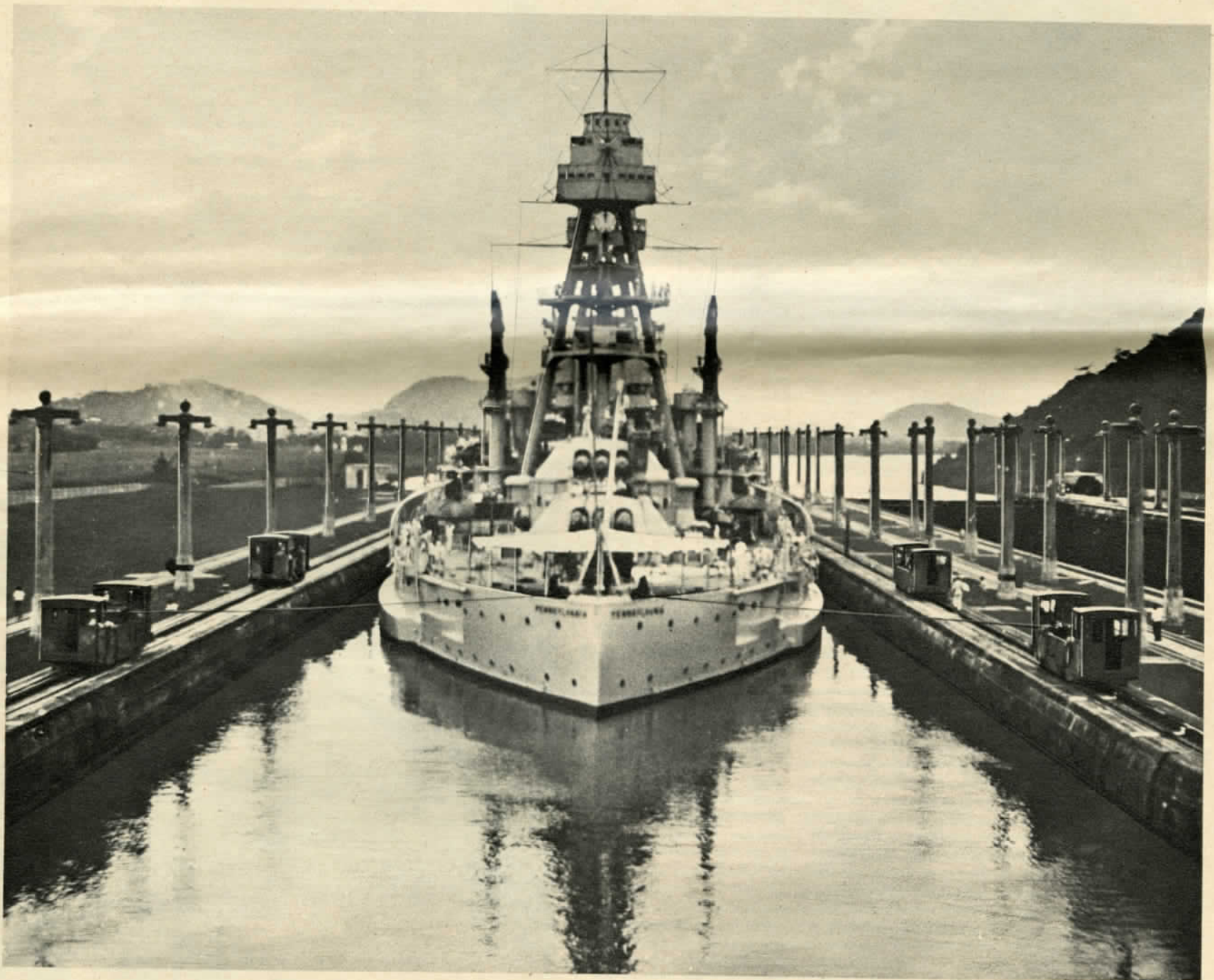
# Auf Schildwacht am PANAMAKANAL

*Selbsterlebtes eines amerikanischen Soldaten*

Für die Vereinigten Staaten bedeutet der Durchbruch durch den Isthmus von Panama eine Verkürzung der Seeverbindung von New York nach San Francisco um mindestens drei Wochen; sie haben daher die 81,3 km lange Kanalschleife mit modernsten Verteidigungsmitteln geradezu gespickt, so daß der Panamakanal heute als einer der stärksten militärischen Stützpunkte der Welt angesehen werden kann.

an. Bilder von Hawaii, China und den Philippinen gaulen mir eine paradiesische Welt vor, in der man keine Arbeitslosigkeit und keine Nahrungssorgen kennt. War ich deshalb nach Amerika gekommen? Sollte ich Soldat in einer fremden Armee werden? Nein! Tausendmal nein! Es mußte einen anderen Weg geben, ich mußte endlich Arbeit finden. Doch die Kälte nahm zu, der Magen knurrte. Eines

Ein kräftiges Abendessen, saubere weiße Betten und Wärme — eine Wohltat nach den langen Wochen des Umherirrens! In vier Wochen leichtem Dienstes wurde aus mir ein amerikanischer Soldat gemacht. Dann hieß es, schon wieder packen. Zu 110 Mann wurden wir gegen alles mögliche gepackt und mit echt amerikanischer Unsentimentalität nach Savannah verfrachtet. Von dort ging es auf den Luxus-



Das amerikanische Schlachtschiff „Pennsylvania“ bei der Durchfahrt durch eine der Schleusen im Panamakanal

Von 1930 bis 1932 hatte ich Gelegenheit, als Soldat des 33. Infanterieregiments in Fort Clayton das Garnisonleben am Kanal gründlich kennenzulernen. Nach zwei Jahren eines vergeblichen Kampfes gegen die Arbeitslosigkeit in den Staaten stand ich eines Tages in Chicago hungrig und frierend vor einem lockenden Werbeplakat: „Kommt und seht die Welt, kommt in die Armee!“ Das ferngesunde Gesicht eines Soldaten lächelte mich freundlich

Tages brach mein Widerstand zusammen, und ich stand, ich weiß nicht wie, vor dem Korporal, der mich, ohne ein Wort zu sagen, in das Rekrutenbüro führte. Dann ging es schnell: Untersuchung, Vereidigung, Wahl der Garnison, eine Fahrkarte nach Atlanta im Staate Georgia im Schlafwagen zweiter Klasse. — Das Märchen wurde Wirklichkeit! Die erste Nacht in der Kaserne des Forts MacPherson ...

dampfer „City of Savannah“, wo ich eine Kabine erster Klasse bekam. Immer mehr verstärkte sich in mir der Eindruck, daß hier nur Soldat gespielt wurde. Es sollte aber bald auch anders kommen. Von New York ging es zunächst nach Fort Slocum im Long Island Sound, wo wir unsere Tropenausrüstung bekamen. Eines Tages lag wieder ein großer Kasten am Pier; die „Chateau Thierry“, ein mit den unwahrscheinlichsten Bequemlich-

feiten ausgerüstetes Transportschiff, brachte uns aus dem grimmigsten Winter in den Frühling, aus dem Frühling in den tropischen Sommer — Panama war das Ziel! Colon, auf der atlantischen Seite des Kanals, stand im Zeichen des großen Manövers der Atlantikflotte, und wir genossen von Bord aus, noch als unbeteiligte Zuschauer, ein gewaltiges Schauspiel. Bis zum weiten Horizont war die Luft von Rauchfabnen vernebelt. Wie wir später erfuhren, waren insgesamt 175 Flotteneinheiten versammelt, elf schwere Schlachtschiffe und 13 Kreuzer, zu denen sich 74 Zerstörer gesellten, die bekanntlich die Hauptmacht der amerikanischen Flotte bilden. Dazu kamen noch 44 Hilfschiffe, wie Öltankboote, Ersatzteildampfer, Lazarettchiffe usw. Dreißig Unterseeboote und 8 Flugzeugmutterchiffe mit insgesamt 256 Wasserflugzeugen vervollständigten die Hochseeflotte. Ein solches Manöver, kombiniert mit Übungen zu Lande, habe ich später mitgemacht. Zunächst nahm uns „Panama-bahn“ die Durchfahrt durch den Kanal gefangen, dessen sämtliche Schleusen: Gatun, Miquel und Miraflores wir passierten. So gigantisch dieses Werk moderner Technik an-

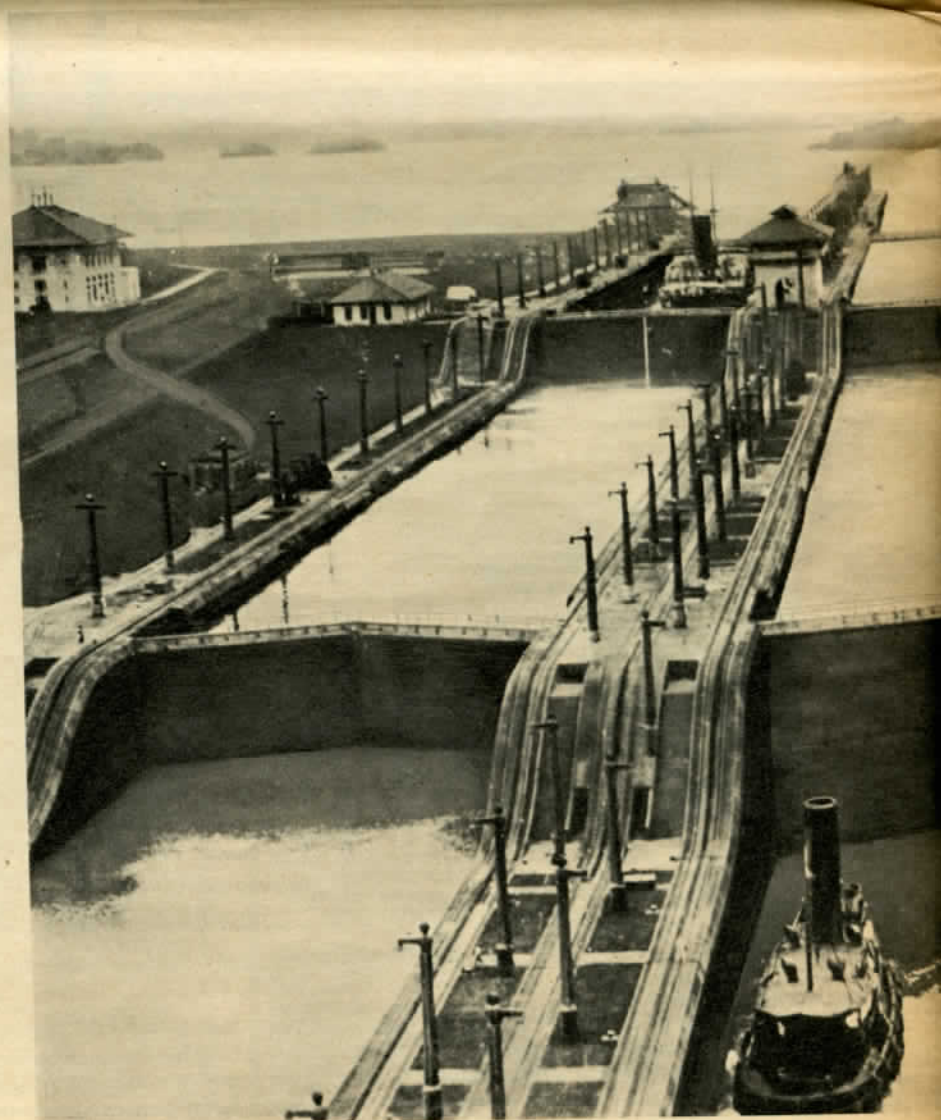
Stützpunkt der atlantischen Luftstreitkräfte, Fort de Lesseps Standquartier der Militärpolizei, Camp Gatun der Feldartillerie und Quarry Heights das Hauptquartier des Departements. Auf der Pazifikküste sind es: außer Fort Clayton Fort Corozel mit einem Waffendepot, einem Pionierregiment, Nachrichten-, Train- und Gestruppen. Im Fort Amador steht wiederum Küstenartillerie, Coco Solo ist Hafen der U-Boote, während die Hochseeflotte in Colon auf der atlantischen Seite liegt. Riesige Eisenbahngeschütze vermögen die Küstenbatterien je nach Bedarf zu unterstützen. Ist nun diese gewaltige Armierung im Ernstfalle ausreichend? Es scheint nicht so, denn wie alle derartigen Bauwerke, ist der 81 Kilometer lange Kanal gegen Angriffe aus der Luft schwer zu verteidigen. Wenn es dem Gegner gelingt, eins der zahlreichen Schleusentore durch Abwurf einer 1000-Kilo-Bombe zu zerstören, so ist der Kontakt zwischen New York und San Francisco unterbrochen. Deshalb sind sämtliche Schleusentore vorsorglich schon doppelt gebaut.

Straße entlang, der Train zottelt seinen ruhigen Trab, von dicken Staubwolken begleitet. An der Sammelstelle treffen wir auf die Feldartillerie, deren Geschütze zerlegt und auf die ausdauernden Maultiere verpackt sind. Einen Teil des Trains bilden zerlumpte Sandblasinianer, kurze, gedrungene Gestalten mit struppigem Haar und vorstehenden Backenknochen, von denen jeder irgendeinen alten Militärhut, ein zerfetztes Hemd ergattert hat. Sie sind beim Regiment als Küchenbelfer engagiert, während die Flick- und Schneiderarbeiten von Negern ausgeführt wurden. Anfänglich marschieren wir auf der Leertstraße in vierkolonnen. In der Dschungel ging es dann im Gänsemarsch auf schmalen Pfaden vorwärts, die zum Teil vor den Manövern ausgeschlagen waren. In den Morgenstunden bezogen wir am Rande eines Sees unweit von Pedro Miguel unser erstes Lager, unweit eines Leuchtturms, dessen Blinkfeuer den aus dem Stillen Ozean kommenden Schiffen den Weg in den Kanal wies. Das tägliche Chininschlucken, verchlortes Wasser von widerlichem Geschmack und die Moskitonege waren unsere Sicherungen gegen die Tropennacht im Freien. In den Lagern befanden wir uns im ständigen Kleinkriege gegen Holzböcke, Laranteln und Skorpione. Vor allem machten uns Termiten zu schaffen, deren Bauten in riesigen Trauben von den Bäumen hingen. Eine Entschädigung dafür boten die Schönheiten der Dschungel mit ihrem abenteuerlichen Kriechgewirr, seltsamen Blumen und farbenprächtigen Schmetterlingen, Kolibris und Wellensittichen. Die possierlichen Faultiere machten uns viel Spaß, und auch die grotesken meterlangen Leguane und die häßlichen Gürteltiere erwiesen sich als harmlos. Schon stark dezimiert, kamen wir erst nach fünftägigen Märschen ins Gefecht. Allein an einem Tage hatte die Brigade 49 Hitzschläge zu verzeichnen. Gegen den Brauch, nur nachts zu marschieren, hatten wir in glühender Hitze einen Berggrücken überquert, auf dessen Pfaden sich der Staub fußhoch türmte. Was nun kam, würde die Kriegsberichterstattung als Katastrophe bezeichnen. Gottlob waren es nur Manöver. Unser Gegner, den wir noch weit auf See wähnten, hatte durch Aufklärungsflyzeuge unserer amerikanischen Truppe, die u. a. den Wachdienst legtes Kamp bald herausbekommen. Dem ersten



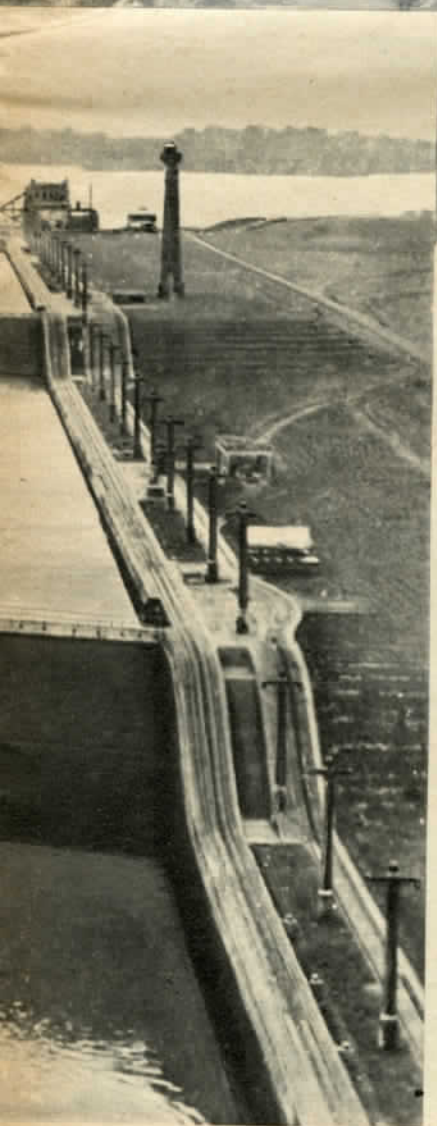
mutet — auch heute noch sind die unerhörten Schwierigkeiten der Bauzeit nicht vergessen. Bei unserer Durchfahrt war in den Gaillard Cuts, vor den großen Staubecken und Schleusentoren nach der pazifischen Seite hin, ein Erdbeben niedergegangen, der die Schifffahrt für hundert Meter stark beeinträchtigte. Zwei große Bagger waren dabei, die 200000 Kubikmeter Erdmassen zu bewältigen. Als Garnison war uns Fort Clayton bestimmt, das von Panama in 25 Minuten Autobusfahrt zu erreichen ist. Auch der Dienst auf dem Isthmus machte auf die Ankömmlinge zunächst einen mehr oder weniger spielerischen Eindruck. Die Anforderungen schienen nicht hoch, nach wenigen Stunden Dienst, der auch noch von Pausen unterbrochen wurde, hatten wir reichlich Freizeit, die in erster Linie mit Sport und Umherstreifen in der dschungelähnlichen Wildnis ausgefüllt wurde. Bei der unerträglichen Hitze führte jedoch die kleinste Anstrengung bald zur Erschlaffung. Außerhalb des Dienstes war das Leben wenig abwechslungsreich. Wer sich nicht in der Stadt Panama ins Vergnügen stürzen konnte oder wollte, wo zweifelhafte Kneipen und Mischlingsfrauen lockten, widmete sich dem Sport oder dem Glücksspiel, das unter den Abenteurern aller Rassen eifrig gepflegt wurde. Die meisten Soldaten hatten ihre Eibnung schon in den ersten Tagen verspielt oder bei — natürlich verbotenen — Hahnenkämpfen verwettet. Alkoholerzesse führten oft zu Hitzschlag, das landesübliche Meruana- rauchen hat manchen Fall von Trisinn verschuldet, weshalb strenge Strafen auf alle Übertretungen standen. Natürlich versucht die Regierung alles, um das Leben der Soldaten angenehm zu gestalten. Verpflegung, Unterkunft und Löhnung blieben weiterhin phantastisch. An Löhnung erhielt der gemeine Soldat im Monat 21 Dollar, ein Gefreiter 30, ein Unteroffizier 42 und der Erste Sergeant 54. Jedes Fort hat ein Kino mit täglich wechselndem Programm. Zwischen den Inseln Perico und Flamenco gab es eine wunderbare Badeanstalt, die durch ein ungeheures Drahtnetz gegen Haißische gesichert war. Sportliche Veranstaltungen zwischen den Garnisonen oder zwischen Negern und Indianern, die sich wie Todfeinde haßten, bildeten Höhepunkte des Soldatenlebens. Im Laufe der Zeit lernten wir auch die anderen Forts kennen, in denen alle modernen Waffengattungen vertreten waren. Während Fort Clayton nur ein Infanterieregiment mit Tanks, MG.s und kleinen Feldgeschützen beherbergte, waren die meisten Forts auch mit schwerer Küstenartillerie versehen, 173ölligen Langrohren, die nur beim Schuß zu sehen waren. Es waren dies auf der atlantischen Seite Fort Sherman und Fort Randolph, während in Fort Davis ein weiteres Infanterieregiment stand. Fort France Field war der

Für den Notfall stehen auch noch bewegliche Dämme zur Verfügung, den Schwimm- docks ähnliche Stabkonstruktionen, die beim Bruch der Lore die Schleusenkammern sofort abdichten können. Daß auch die kombinierte Sicherung des Kanals zur See, zu Lande und in der Luft keinen vollkommenen Schutz bietet, zeigten die Manöver, bei denen auch wir vom Fort Clayton gegen einen unsichtbaren Feind zu Felde zogen. Während wir uns in glühender Hitze durch die Dschungel kämpften, dröhnten vom Pazifik die Schiffsgeschütze und brumnten über uns die Geschwader, vor denen wir uns zu Unrecht sicher fühlten. Anfang Januar, das heißt mitten in der Trockenzeit, begannen die großen Märsche — Vorbereitungen für das Manöver. Schnürschuhe, Leinwandgamaschen, Akabibosen, grünes Wollhemd ohne Binder und der bekannte Stoffhut waren die Hauptbestandteile der Ausrüstung. Dazu kam die „Knarre“, Leinwandfoppel mit Patronentaschen und zwei gekreuzte Leinwandlappen, die erst Gestalt bekamen, wenn Zelt, Moskitonege, Decke, Messerschube und Wäsche verpackt waren — eine ganz hübsche Last für 35 bis 40 Grad im Schatten. Drei Kanonenschüsse bezeichneden den Beginn des Manövers. Nach wenigen Minuten ging es in die sternklare Tropennacht hinaus. Vertretene Ordomanzen sprengten an uns vorüber, Sanitätsautos und Lastwagen brummen die



Blick auf die Gutanschleusen, die mit anderen Höhenunterschied zwischen den Wassern des Ozeans von Mexiko und dem Stillen Ozean überwinden helfen





Blick auf einen der schönsten Teile  
im Verlauf des Panamakanals

Aufnahmen P. V. Rasmussen (1), Faulhaber (3), W. Hanuschke (1)

Aufklärer folgten schon nach wenigen Minuten 27 Jagdflugzeuge, die wir über der Lichtung erst bemerkten, als sie über uns waren. Bis auf fünf Meter stießen die Jagdabweiser im Sturzflug auf das Zeltlager herab, und unsere improvisierte Abwehr wäre in Ernstfalle durch die Maschinengewehre der Jagdflugzeuge bald erledigt gewesen. Wir hatten uns von dem Schrecken kaum erholt, als ein schwereres Brummen das Nahen der Bombenstaffeln ankündete, die unserem Kamp den Rest gaben. Eine einsichtige Manöverleitung, die hoffentlich aus dieser Überschätzung der Dschungel als Deckung gegen Luftangriffe ihre Lehren gezogen hat, ließ uns jedoch nicht als Manöverleichen markieren und sorgte dafür, daß wir noch weiter ins Gefecht kamen. Erst am letzten Manövertage sollten wir unseren Gegner zu Lande überhaupt zu Gesicht bekommen. Tagelang hatten wir uns mit dem Schlagmesser den Weg durch das Gestrüpp gebahnt, wobei uns die Dornen hart zugesetzt hatten. Endlich, schon fast an der Küste, öffnete sich der Blick.

Amerikanische Luftstreitkräfte spielen bei der Bewachung des Panamakanals eine bedeutsame Rolle, erwartet man doch, daß gefährliche Angriffe auf den Kanal eher aus der Luft als von See her unternommen werden

Eine Stunde weit von unserem letzten Lager, an der palmenumfäumten Flachküste, sahen wir die Schlachtkreuzer des Angreifers operieren. Über den Rauchfahnen kreuzte das Luftschiff „Los Angeles“, das sich jedoch in respektvoller Entfernung hielt. Nachts boten die Hunderte von Scheinwerfern ein gewaltiges Schauspiel, Angreifer und Verteidiger suchten ängstlich den Himmel und die Küste ab, die fast immer taghell erleuchtet war.

Nach einer in ihrer kalten Schweigsamkeit unheimlichen Nacht sandten uns die Schlachtkreuzer den ersten Morgengruß. Drei Stunden währte das Feuer, das unsere Landstellungen sturmreif machen sollte. Dann lösten sich, bei der ruhigen See im Morgengrauen gerade noch zu erkennen, die Boote des Landungskorps von den Flotteneinheiten, die auch trotz unseres Abwehrfeuers in höchstens dreißig Minuten die Küste erreichten.

Es kam zu einem Nahgefecht, das schließlich in eine große Balgerei ausartete. Der weiche Sand war auch zu verführerisch, das Manöver in einem der beliebten Wettkämpfe zwischen „army“ und „navy“ ausklingen zu lassen — der taktische Sieg wurde jedenfalls der Küstenwache zugesprochen.

Anders waren die Ergebnisse des Gesamtmanövers. Dem Angreifer war es gelungen, den Kanal mit Bomben zu belegen und die Schleusen außer Lätigkeit zu setzen. Flotte und Flugabwehr hatten nicht genügt. Ein Angreifer, der über genügend Flugzeugmutter-schiffe verfügt, war bei dem augenblicklichen Befestigungsstand Herr der Lage.

Seitdem sind einige Jahre fieberhaften Rüstens auch am Panamakanal vergangen. Ob die strategische Lage heute anders ist? Das ist das Geheimnis des Admiralsstabes der U.S.-Navy. Aber ich kann mir denken, daß die Verteidigung dieser empfindlichsten Stelle der amerikanischen Seemacht den Herren noch manche schlaflose Nacht bereitet.



Alle Aufnahmen Albert Leon

Hagebuchenspanner von oben gesehen. Die Vergrößerung läßt den seltsamen Bau der kamm-ähnlich gefiederten Fühler erkennen. Sie sind der Sitz des Geruchssinnes, der dem Männchen den Weg zum Weibchen weist

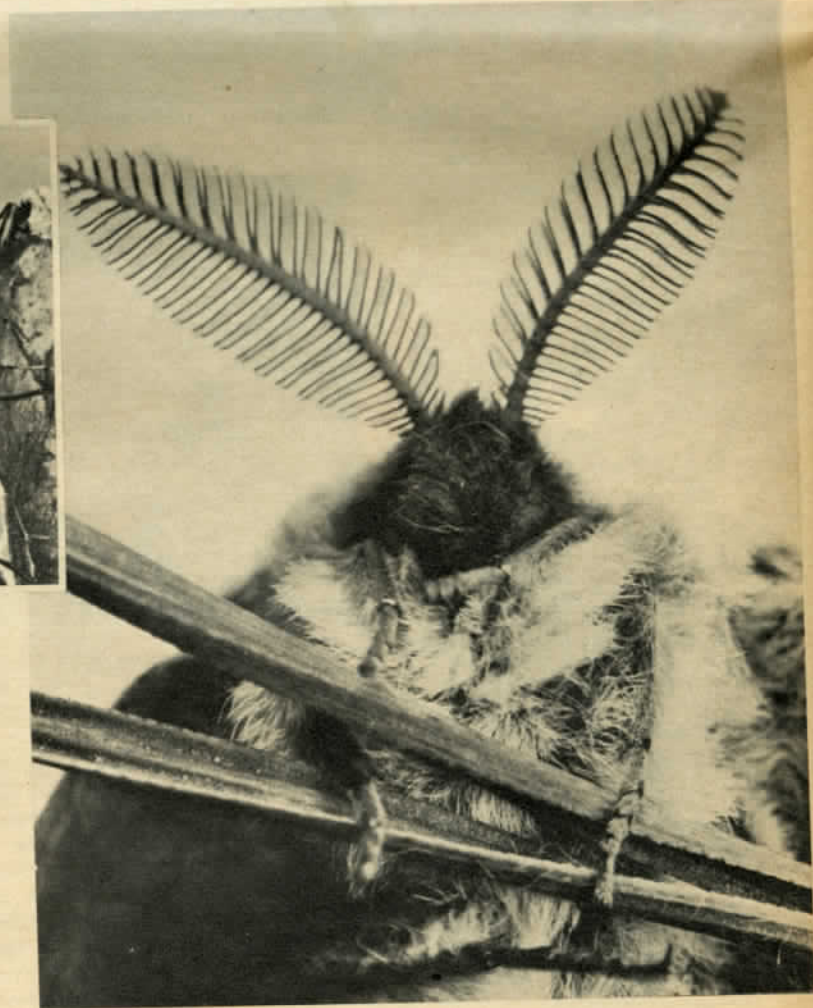
## „Antennen“ im Tierreich

Summer wieder müssen wir einsehen, daß Wunderwerke unserer Technik nicht erst von uns erfunden wurden: längst ehe auf der Erde Menschen lebten, hat sie ähnlich oft schon die Natur im Bau ihrer Wesen verwirklicht. Seit kurzem erst haben wir es gelernt, uns mittels Radiowellen über den Raum hinweg zu verständigen. Das uralte Geschlecht der Insekten hat aber schon vor Jahrmillionen zu fast demselben Zweck ähnliche Erfindungen gemacht. Unsere Radioantennen haben nämlich ihr Vorbild in den sogenannten „Fühlern“ dieser Tiere. Auch sie geben ihren Trägern von Vorgängen Kunde, die sich in weiter Ferne ereignen. Manche Betrachter haben dabei in diesen „Insektenantennen“ Organe vermutet, die unseren Radioapparaten gleichen. Es ist jedoch so gut wie gewiß, daß diese Antennen der Insekten unvorstellbar feine Geruchswerkzeuge tragen. Ein einziger Fühler ist manchmal von mehreren Tausend winzigen Vertiefungen übersät, die nur unter dem Mikroskop sichtbar werden. Man bezeichnet sie als Riechgruben, sieht in ihnen also gleichsam kleine „Nasen“. Verglichen mit den Leitwegen unserer Sinnesorgane vollbringt der Geruchssinn mancher Insekten nahezu Unwahrscheinliches. Setzt man etwa Weibchen gewisser Nachtschmetterlinge, die soeben erst aus der Puppe schlüpfen, unter ein feines Drahtnetz, so finden sich in Kürze manchmal weit über hundert Männchen der gleichen Art bei ihrem Gefängnis ein. Es ist erwiesen, daß diese Freier aus einem Umkreis von vielen Kilometern zusammenströmen. Die weiblichen Falter scheiden nämlich Duftstoffe aus, die ihre Bewerber herbeilocken. Bringt man ein solches Weibchen später unter eine dicht schließende Glasglocke, so wird es von den Männchen nicht mehr beachtet, die nun im tollen Tanz das Drahtgeflecht, an dem noch immer sein Duft haftet, umschwärmen. Der Geruchssinn weist vielen Insekten auch den Weg zu ihrer Beute oder zu bestimmten Pflanzen, auf denen sie ihre Eier ablegen, da sich allein auf ihnen



Schwabenschwanz vor seinem ersten Flug in die Welt. Soeben hat er die Puppenhülle verlassen. Unruhig zittern seine fadenförmigen Fühler, ehe er sich in die Luft erhebt

später die Raupen oder Larven entwickeln. Gewisse Schlupfvespen spüren so ihre Opfer tief im Innern von Baumstämmen auf. Eifrig betrieffen sie mit ihren Fühlern das Holz, in das sie dann plötzlich ihren dünnen Legestachel hinabsenken, um dort eine Larve zu treffen, in deren Körper später die Wespenbrut heranwächst. Alle diese Insekten sind „Geruchsspezialisten“, die nur ganz bestimmte, für sie lebenswichtige Düfte wahrnehmen und sich durch keine anderen Gerüche täuschen oder irreführen lassen.



Kiefernswärmer von unten gesehen. Seine „Antennen“ tragen viele Ästchen, ein Zeichen dafür, daß sie zahllosen Sinnesorganen Platz bieten müssen, die vor allem Geruchs- und Tastempfindungen vermitteln

# 200 unsererer Besten in Berlin

Es ist eine alte Erfahrungstatsache, daß jede Organisation so gut oder so schlecht ist, wie es ihre Führer sind. Dabei kommt es weniger auf die höchstgestellten Führerpersönlichkeiten an, als vielmehr gerade auf diejenigen, die in unmittelbarer Fühlung zur Gefolgschaft stehen, die also gewissermaßen den Willen der obersten Führung „an den Mann bringen“. Adolf Hitler, der ein beispielloses Muster gegeben hat für die Organisation von Massen und ihre zielbewusste einseitige Lenkung, hat wiederholt, zuletzt anläßlich der Kundgebung zur Zehnjahresfeier des Gaues Berlin der NSDAP im Berliner Sportpalast, darauf hingewiesen, daß seine Bewegung deshalb gesiegt habe, weil in der Zeit des Kampfes um die Macht an jeder Stelle der Nationalsozialist, der in seinem kleinen Kreis die Bewegung verkörperte, besser und tüchtiger war als diejenigen, die die gegnerischen Kräfte vertraten. Was für die Bewegung Adolf Hitlers gilt, trifft auch auf den Reichsluftschutzbund zu, der gleichfalls eine große Volksbewegung sein muß, um seine Aufgabe erfüllen zu können. Mit dieser Feststellung ist die geradezu geschichtliche Sendung der Amtsträgerschaft des RLW hinreichend gekennzeichnet. Die Amtsträger, besonders die unteren, die täglich mit den Volksgenossen zusammenkommen und den Gedanken des Luftschutzes sowie das praktische Wissen und das handwerkliche Können im Selbstschutz vermitteln sollen, bestimmen den guten oder den schlechten Geist dieses Teiles der Landesverteidigung. Die Führung kann noch so kluge und zweckmäßige Maßnahmen einleiten, das Volk draußen kann noch so luftschutzbegierig und aufnahmewillig sein — sind die Mittler zwischen Führung und Gefolgschaft unzulänglich, so kann das große Werk nicht gelingen, so werden die besten Absichten nicht verwirklicht, wird Deutschland niemals luftschutzbereit!

Der Reichsluftschutzbund, dessen kurze Geschichte gekennzeichnet ist durch einen geradezu beispiellos raschen Aufschwung, muß deshalb ein wachstames Auge haben auf seine Amtsträgerschaft. Er muß es zuwege bringen, daß seine Unterführer, deren Zahl bereits in die Hunderttausende geht, von der gleichen charakterlichen Stärke, von der gleichen kämpferischen Befessenheit, von der Disziplin und der Treue und der weltanschaulichen Zuverlässigkeit erfüllt sind wie die politischen Soldaten Adolf Hitlers, die den Sieg der Bewegung errangen und den Bestand des Dritten Reiches gewährleisten bis in die fernste Zukunft. Wir wollen auch an dieser Stelle keineswegs verkennen, daß in dieser Hinsicht noch viel Erziehungsarbeit geleistet werden muß und daß eine ebenso gewichtige Aufgabe wie die seelische Mobilisierung der Zivilbevölkerung die Heranbildung eines höchstwertigen Luftschutzbefehlshaberkorps ist. Ergibt sich irgendwo, daß in der Luftschutzbewegung ein Schwachpunkt ist, daß in einem bestimmten engeren oder weiteren Bezirk die Arbeit nicht oder nur langsam oder nur schlecht vorankommt und beträchtlich zurückfällt hinter unmittelbar benachbarten Bezirken, deren landmannschaftliche, wirtschaftliche und soziale Struktur vollkommen gleichartig ist, und geht man der Sache auf den Grund, so wird man immer feststellen, daß an der entscheidenden Stelle ein Amtsträger fehlt, der vielleicht trotz besten Willens und ehrlicher Bemühung seiner Aufgabe nicht gewachsen ist. Es gilt dies für den Block ebenso wie für die Reviergruppe, die Untergruppe, und macht vor keiner Dienststelle halt. Der Reichsluftschutzbund in allen seinen Dienststellen muß, nachdem

er eine festgefügte Organisation darstellt, nachdem sein Fundament gesichert ist, gewissenhaft darangehen, die Mängel auszugleichen, die auf Grund des lawinenartigen Anwachsens der Luftschutzbewegung naturnotwendig entstehen mußten. Es ist nicht nur Pflicht aller Dienststellen, in dieser Beziehung so kritisch und verantwortungsbewußt wie möglich zu Werke zu gehen, auch jeder einzelne Amts-

irgendeiner Beziehung beträchtlich weiter waren als der Durchschnitt, oder daß sie Jahre hindurch ehrenamtlich eine Arbeit verrichtet hatten, für die sonst keine Möglichkeit einer irgendwie gearteten Auszeichnung bestand. Der 66. Lehrgang an der Reichsluftschutzbundschule für besonders verdiente Amtsträger hatte daher in gewisser Beziehung mehr symbolischen Wert. Es waren nicht etwa die 200 verdienstvollsten



Die Teilnehmer an dem Lehrgang für verdienstvolle Amtsträger in der Aula der Reichsluftschutzbundschule

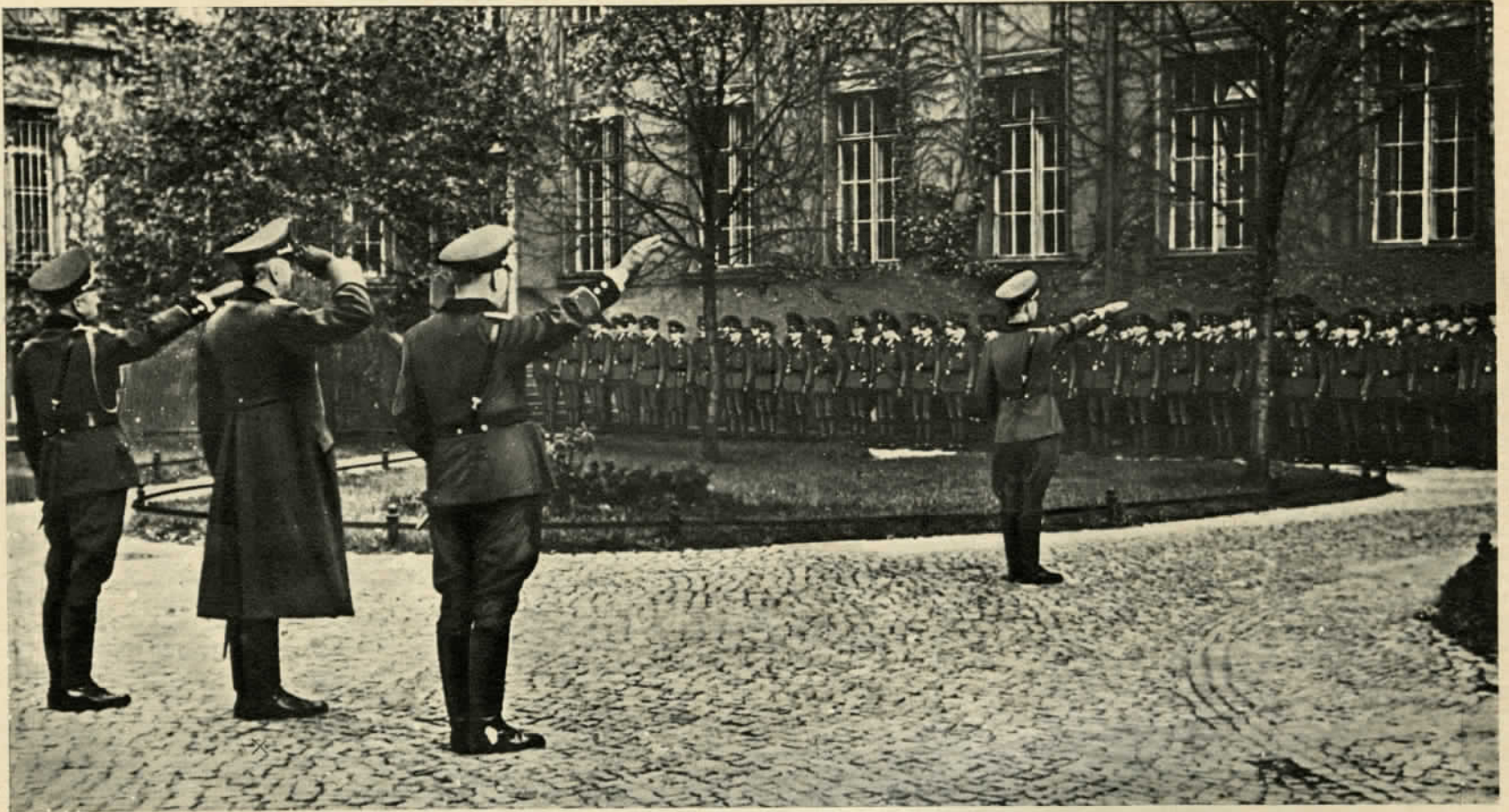
träger muß sich in strenger Selbstprüfung die Frage vorlegen, ob er tatsächlich ohne Einschränkung der ihm zufallenden Aufgabe gewachsen ist und ob er seine Pflicht tut, so wie es diejenigen erwarten können, die seiner Führung anvertraut sind. Nebenbei muß eine ständige fachliche Schulung und Fortbildung der Amtsträger geben. Es genügt keineswegs, daß derjenige, der in irgendeiner Führerstellung steht, vielleicht im Jahre 1934 an einem Luftschutzbundlehrgang teilgenommen hat. Er muß sich ständig selbst weiterbilden und bemüht sein, zu einem neuen Lehrgang einberufen zu werden. Der Luftschutzbund ist eine Wissenschaft, die dauernd weiterentwickelt wird, und wer rastet, der rostet. Darüber hinaus muß unter Zugrundelegung scharfer Maßstäbe eine Erziehung der Amtsträger einsehen, die diese zu Führerpersönlichkeiten macht, die jeder kritischen Betrachtung standhalten können. Die alten Soldatentugenden der Pünktlichkeit, der Disziplin, der Kameradschaft, aber auch des Maulhaltenkönnens müssen die Luftschutzbundamtsträgerschaft erfüllen. Sie müssen ein festgefügtes Amtsträgerkorps bilden, mit Korpsgeist im besten Sinne des Wortes! Wenn dies erreicht sein wird, dann werden auch die Erziehung des Volkes zur Bereitschaft im Luftschutzbunddienst und die praktische Verwirklichung des Selbstschutzes ebenso schnell vorankommen, wie auf Grund der hohen menschlichen und politischen Qualitäten der Soldaten Adolf Hitlers die restlose Einigung des deutschen Volkes im Nationalsozialismus erfolgte.

Wenn aber diejenigen Amtsträger, die ihrer Aufgabe nicht gewachsen sind oder die ihre Pflichten nicht getreulich erfüllen, ersetzt werden sollen durch bessere, so sollen auch diejenigen ausgezeichnet werden, die durch besondere Leistungen besondere Erfolge erzielen konnten. 200 verdienstvolle Amtsträger waren zu einem geschlossenen Lehrgang in der Reichsluftschutzbundschule einberufen worden, Amtsträger aus allen Landesgruppen, die ihren vorgeordneten Dienststellen dadurch aufgefallen waren, daß sie höhere als durchschnittliche Leistungen vollbracht hatten, daß sie in

tausend vertrat, die ebenso wie er eine sichtbare Auszeichnung verdient hätten. Es war ein buntes Leben und Treiben in den vier Tagen des Oktobers in der Reichsluftschutzbundschule, ganz anders als sonst. Vom Blockwart bis zum Gemeindegroßgruppenführer, vom LE-Truppmann bis zum LE-Führer waren alle Dienstgrade vertreten. Alte und junge, Ostpreußen und Württemberger, ehemalige Offiziere und Musketiere, Handarbeiter und Akademiker, es war ein richtiger Querschnitt durch die Volksgemeinschaft. Sie alle kamen mit dem frohen Gefühl, eine besondere Auszeichnung entgegennehmen zu dürfen und — mit der beruhigenden Gewißheit, daß nicht am Ende eines arbeitsreichen und anstrengenden Lehrganges eine tückische Prüfung stünde. Kein Wunder, daß vom ersten Augenblick an die beste Stimmung die Teilnehmer dieses Lehrganges besetzte und daß schneller noch als sonst eine herzliche Freundschaft diese Luftschutzbundkameraden verband.

Der erste Tag begann wie der erste Tag jedes Lehrganges an der Reichsluftschutzbundschule mit der Flaggenparade; und doch trat schon hierbei die Besonderheit des Lehrganges zutage: der Präsident, Generalleutnant von Roques, war zugegen und sprach zu den 200 Amtsträgern, nachdem die deutsche Flagge auf der Schule gesetzt war. Er führte aus, daß dieser 66. Lehrgang an der Reichsluftschutzbundschule angelegt worden sei, um sinnfällig zu belegen, daß der Reichsluftschutzbund weiß, wem er seine erfolgreiche Arbeit zum besten Teil zu verdanken habe: seinen ehrenamtlich tätigen unteren Amtsträgern. Daß diese Auszeichnung ein Ansporn sein möge allen anderen, nachzueifern den wenigen, die hätten so ausgezeichnet werden können. Daß die kleinen Freuden, die der Reichsluftschutzbund den 200 bescheren könne, der Dank sei für ihre jahrelange mühevollen Arbeit, die sie uneigennützig im Dienste der Landesverteidigung geleistet hätten.

Am Vormittag des ersten Tages bekamen die Teilnehmer nach einem Vortrag des Schulleiters einen Mann zu hören,



Der Präsident, Generalleutnant v. Roques (x), grüßt die zum Appell angetretenen Amtsträger

der in der neuen deutschen Wehrwissenschaft eine besondere Stellung einnimmt, den Rektor der Technischen Hochschule Berlin-Charlottenburg, SA-Brigadeführer Professor von Arnim. Was dieser Ritter des Pour le mérite über die Entwicklung des Wehrwillens in der deutschen Geschichte ausführte, war von solcher geistigen Klarheit und dabei so verständlich, daß vielen Amtsträgern hier erst einmal die geradezu geschichtliche Bedeutung der Arbeit des Reichsluftschutzbundes zum Bewußtsein kam. Aus diesem Vortrag nahmen alle Hörer das stolze Gefühl mit nach Hause, daß die RLW-Amtsträger eine Aufgabe zu erfüllen haben, die ein erzieherisches Problem von höchster Wichtigkeit umschließt.

Auf dem Plan des ersten Tages stand weiter ein Programmpunkt, der den alten Soldaten unter den Amtsträgern — und das war der weitaus größte Teil — besonders verheißungsvoll war: Besichtigung des Zeughauses. Mit Omnibussen ging es von der Schule zu der in diesem Jahr in neuer Pracht erstandenen Straße „Unter den Linden“. Viele der Teilnehmer waren noch nie in der Reichshauptstadt gewesen. Selbst diejenigen, die Berlin noch vor 4 Jahren erlebt hatten, mußten erstaunt und bewundernd zugeben, daß die Reichshauptstadt seit der nationalsozialistischen Erhebung viel schöner und prächtiger geworden sei. Die Führung durch das Zeughaus mit seinem ungemein reichhaltigen Material aus Jahrhunderten wehrhafter deutscher Geschichte war für alle ein Erlebnis eigener Art. Sie gab auch Anregung genug für Unterhaltung und Austausch von Kriegserinnerungen unter den alten Soldaten. Der Höhepunkt des ersten Tages war jedoch der Kameradschaftsabend, der alle Teilnehmer in der Aula der Reichsluftschutzbundschule vereinte. Die Anwesenheit des Vizepräsidenten und Chefs des Stabes, Generalmajor Niehoff, gab auch dieser Veranstaltung ihr besonderes Gepräge. Mit Musik- und Gesangsvorträgen zauberte die Hauskapelle, bestehend aus den Lehrkräften der Reichsluftschutzbundschule, die rechte Stimmung herbei. In fröhlichster Laune ging der Tag zu Ende, der so viele Anregungen, einen lebendigen Gedankenaustausch und eine feste Kameradschaft unter allen Teilnehmern erbracht hatte.

Das Bemerkenswerteste an dem zweiten Tag war die Besichtigung der Auer-Werke in Dranienburg bei Berlin. Hier haben die Amtsträger, in welcher großzügiger Weise die Fabrikation von Gaschussgeräten erfolgt. Besonders die Herstellung der S-Maske löste höchstes Interesse aus.

Der dritte Tag brachte schon in aller Frühe eine freudig aufgenommene Überraschung: im Ufa-Pavillon am Rollendortplatz wurde den Lehrgangsteilnehmern der Film „Ver-räter“ gezeigt. Sodann marschierten die 200 Amtsträger in geschlossenem Zuge über den „Lauenhagen“, vorbei an der Kaiser-Wilhelm-Gedächtnis-Kirche, zum Bahnhof Zoo, wo die Landesgruppe Groß-Berlin des RLW, die Lehr-

gangsteilnehmer als ihre Gäste in Obhut nahm. Mit der Bahn ging es hinaus nach Potsdam. Nur wenige kannten bereits diesen historischen Boden. Das Ziel waren die alten und doch ewig jungen Denkmäler, die der große preußische König sich und seiner sozialistischen soldatischen Staatsführung errichtet hat: Sanssouci, die historische Mühle, die Wittschristen-Linde, das Stadtschloß, die Orangerie und vor allem die Garnisonkirche. Ergriffen verweilten die Kameraden an des Großen Friedrich Sarkophag, der seit dem 21. März 1933 geradezu eine Wallfahrtsstätte für das deutsche Volk geworden ist.

Der Ausflug nach Potsdam war für die Luftschutzbund-Amtsträger — das konnte man aus ihren begeisterten Erzählungen immer wieder erkennen — der Höhepunkt des ganzen Lehrganges. Wie viele mögen wohl unter den 200 gewesen sein, die niemals in ihrem Leben die Stadt Friedrichs des



Nach seinem Vortrag vor den 200 verdienstvollen Amtsträgern verläßt der Rektor der Technischen Hochschule, Professor von Arnim, in Begleitung des Schulleiters die RLS

Alle Aufnahmen H. Megow

Großen gesehen hätten und den Ort, an dem das Dritte Reich seine Weiche erhielt, wenn nicht der Reichsluftschutzbund sie dorthin geführt hätte. Gewiß, schwer genug hatten sie sich diese Auszeichnung verdienen müssen, durch jahrelange, unermüdete, eheamtliche Mitarbeit. Nun aber waren alle Mühen und Nöte vergessen. Noch lange werden die 200 „Ausgewählten“ von diesem Erlebnis zehren und in ihrer Heimat erzählen.

Der letzte Tag, ein Sonnabend, brachte zunächst verschiedene Brandschutzbildungs-Vorfürungen. Die Lehrkräfte der Reichsluftschutzbundschule zeigten Löschübungen in höchster Vollendung; gleich, ob mit Kübelspritze oder am Löscharren, die angelegten Brände waren in kürzester Zeit niedergekämpft. Bei aller ihrer Erfahrung und praktischen Bewährung waren die Amtsträger für diese lehrreichen Vorfürungen sehr dankbar. Eine zweistündige Rundfahrt mit Omnibussen durch die Reichshauptstadt, wobei alle Sehenswürdigkeiten besichtigt wurden, beschloß den Lehrgang.

Als es Zeit wurde, Abschied zu nehmen von der Reichsluftschutzbundschule, von den Kameraden, die jeder in den wenigen Tagen gefunden hatte, da lag es wie eine stumme Trauer über dem großen Gebäude in der Danziger Straße.

Inzwischen aber wird der Abschiedsschmerz überwunden sein, bleiben aber wird die Erinnerung an die schönen erlebnisreichen Tage in der Reichshauptstadt, und bleiben wird der Stolz darüber, mit zu denen gehört zu haben, die dieser Auszeichnung für würdig befunden wurden.

Der Sinn des Lehrganges und sein besonderer Wert haben nachträglich eine wundervolle Illustrierung erfahren durch das Schreiben des Werbewartes Paul Klemz der Reviergruppe Wangerin i. Pommern, der an dem Lehrgang teilgenommen und aus überfülltem Herzen an das Präsidium ein Dankschreiben gerichtet hat. Der Inhalt, der verdient, ungekürzt und unverändert veröffentlicht zu werden, ist auch eine Bestätigung dafür, daß die Art dieses ersten Lehrganges für verdienstvolle Amtsträger richtig war, und daß sein Zweck voll und ganz erreicht wurde.

„Nach meiner Rückkehr von dem Lehrgang für verdiente Amtsträger fühle ich mich verpflichtet, allen denen, die daran mitgewirkt haben, uns diese Stunden so freudig zu gestalten, meinen herzlichsten Dank auszusprechen. Die kameradschaftliche Bindung, wovon der Präsident bei der Eröffnung gesprochen hat, ist bestimmt hergestellt worden. Obwohl ich nur Arbeiter bin, haben die Kameraden während des Lehrganges nie gefragt, wie es heute noch manchmal üblich ist, was bist du von Beruf? Nein, diese Worte sind nie gefallen! Wir waren eine Gemeinschaft, wie sie der Führer von uns verlangt, und werden es auch bleiben; denn jeder Kamerad wird diesen Lehrgang solange er lebt in freudiger Erinnerung haben und mit neuer Kraft weiterarbeiten am Aufbau des Reichsluftschutzbundes und somit an dem Aufbau unseres deutschen Vaterlandes.“



### Winteranfang in den bayerischen Bergen

Ein Blick vom Wege nach Bamberg, dem höchstgelegenen deutschen Kirchdorf, auf das Wetterstein-Massiv. Auf dem Rücken seines Maultieres bringt der Bauer die von der Winterhilfe für das Kirchdorf gelieferten Kartoffeln zur Höhe hinan

Aufn. Boris Spahn

# Soldaten unter steiler Sonne

Über die Geschichte des Kolonial-Militärs

Es ist uns heute selbstverständlich, daß jeder Staat, der Kolonien besitzt, auch eine Kolonialarmee unterhält, die nach Aufbau, Ausrüstung, Übung und Aufgaben allein für den Dienst in den Kolonien bestimmt ist. Diese Kolonialarmee sind eine verhältnismäßig junge Erscheinung, und ihre Errichtung war keineswegs so selbstverständlich, wie sie uns heute erscheinen mag. Durchaus nicht vom ersten Tage kolonialer Besitzungen ab war es das Ziel der kolonisierenden Staaten, in den Kolonien eine Mustertruppe zu unterhalten, neben den militärischen Aufgaben ihr auch kulturelle, sanitäre, wirtschaftliche, verwaltungsmäßige, technische, pädagogische und viele andere Aufgaben zu übertragen. Der Begriff der kolonialen Befähigung ist noch jung und uns Deutschen eigentlich erst richtig zum Bewußtsein gekommen, als der Schandvertrag von Versailles uns diese koloniale Befähigung abspreiben zu können meinte und daraufhin kurzerhand Deutschland seines Kolonialbesitzes unter dem Schein der Mandate bis heute beraubt wurde. Der erste Kolonialsoldat, sei es der spanische, der portugiesische, der niederländische oder der englische, unterschied sich von dem in Europa verbleibenden Kameraden höchstens nach der ungünstigen Seite hin. Seine Aufgabe ist von vornherein nicht die Verteidigung seiner Heimat gewesen, sondern sie war Eroberung, Ausbeutung, Plünderung, Gefangenahme, Raub in unbekanntem Land mit Einwohnern, deren Sprache und Sitten gleich unbekannt und geheimnisvoll waren und fürchterlich schienen. Wer sich zu solchen Diensten in überseeischen Ländern — nach gefahrvoller und entbehrungsreicher Überfahrt — bereit fand, mußte Grund haben, das Vaterland und die Heimat zu verlassen. Sträflinge, Mörder, Tunichtgute, Deserteure, Fälschspieler bilden daher die Hauptmasse der ersten kolonialen Truppen. Wenn die kolonialen Ziele ihrer Heimatländer im 16. Jahrhundert nichts als brutale Ausbeutung, Gewinn von Sklaven, Gold, Elfenbein, kostbaren Gewürzen und anderen hochwertigen Erzeugnissen waren, wenn Spanien und Portugal gleichmäßig die Anlage von Siedlerkolonien und ihren Schutz durch reguläre Heere als zu teuer ablehnten — wie sollte der Soldat diesen bequemen Bereicherungsmöglichkeiten nicht sehr schnell Gefallen abgewinnen? Sobald an einer fremden und bisher unbekanntem Küste diese ersten Eroberer und Entdecker auftauchten, wurde gewöhnlich ein Fort errichtet. Das war in Indien und Brasilien stets der gleiche Brauch. Und gewöhnlich hielten vorerst die Befehlshaber auch einigermaßen Manneszucht, wenn die Überfahrt nicht zu lang gewesen war. Aber bald ließen sich die Europäer zu Treulosigkeiten und Vertragsbrüchen gegenüber den Eingeborenen hinreißen, durch die sie alle Sympathien verloren. Schnell gewöhnte sich der Soldat, die Eingeborenen als die allein zu seiner Bequemlichkeit von Gott geschaffenen Sklaven anzusehen — und auch zu behandeln; sie zu jeder Arbeit zu zwingen und mit Schlägen zu entlohnen. Die Menschenjagd war bald ein beliebter Sport geworden. Und einem Befehlshaber konnte es 1521 in Puerto Rico geschehen, daß er nach einer Besichtigungsfahrt bei seiner Rückkehr das Fort leer und die Besatzung auf der Sklavenjagd fand.

Freilich darf nicht vergessen werden, daß auch die Eingeborenen nicht stets und überall in paradiesischen Sitten lebten. Die Unzuverlässigkeit und Hinterhältigkeit der indischen Fürsten war bei den zahlenmäßig schwachen kolonialen Truppen bekannt und gefürchtet. Vorbeugende Grausamkeit diente der Selbsterhaltung oft mehr als allzulange geübte Menschenfreundlichkeit. Stets auf der Wacht, überall mißtrauisch zu sein, war Voraussetzung jedes Erfolges. Und dabei war es äußerst selten, wenn, wie um 1570 in Mexiko, die militärischen Stationen, Presidios genannt, zugleich als Grundlagen und Keimzellen für Ansiedlungen angelegt wurden. Der Soldat konnte und wollte freilich auch nicht Bauer sein.

Über die berufliche Herkunft der Kolonialsoldaten berichtet um die Mitte des 17. Jahrhunderts ein Holländer aus Brasilien: die meisten hatten etwas auf dem Kerbholz, waren aus der Heimat verschwunden, um den polizeilichen Interessen zu entgehen, oder als Glücksritter hinausgefahren, in der Hoffnung, drüben rasch zu Reichtum und Ansehen zu gelangen. Männer von tadellosem Ruf und einwandfreiem Lebenswandel waren unter ihnen Seltenheiten. Nur durch eiserne Disziplin und mit harten Strafen konnte man diese wilden Gesellen zusammenhalten. Meutereien waren nicht selten. Sollte eine Truppe aus Geldmangel oder anderen Gründen aufgelöst werden, so empörte sie sich fast regelmäßig, nahm die Offiziere gefangen und forderte Rücknahme der Befehle. Bis eine Verständigung mit dem fernen Mutterlande erzielt war, übten die Auffässigen inzwischen ein Schreckenregiment aus und entschädigten sich für zahlreiche Entbehrungen. Denn der Staat und die Kolonialgesellschaften waren auf Gewinn aus. Was der Soldat haben wollte, mußte er sich nehmen; von seinem Brotgeber wurde ihm wenig gegeben — oder nichts. Schmale Rationen halbverfaulten Fleisches, ungenießbaren Brotes, feuchtgewordene Erbsen und Graupen waren für Soldaten in heißem Klima bei schwerer Schanzarbeit und Postenstehen bei Tag und Nacht kaum ausreichende Verpflegung. Jede Kuh und Ziege der Eingeborenen mußte aber in Kriegzeiten unter Lebensgefahr geraubt werden. Löhne und Kostgeld wurden gekürzt oder in unbrauchbaren Waren oder auch wohl gar nicht gezahlt. Kleidung und Schuhwerk waren zerissen und nicht zu ersetzen. Alle Überredungskünste, mit denen Anteil an der künftigen Beute versprochen wurde, täuschten den erfahrenen Tropensoldaten nicht darüber, daß diese Beute erst erobert sein mußte und auch dann der Anteil noch nicht gesichert war. Wenn der Soldat leben wollte — und er hatte sich schließlich zum Kolonialdienst gemeldet, um sehr gut leben zu können —, so mußte er zum Räuber werden, allerdings wohl häufig zu einem schlecht bewaffneten. Denn als gegen Ende des 17. Jahrhunderts das portugiesische Heer in Indien den Kolonialbesitz verteidigen mußte, waren Zwangsanleihen bei Bürgern und Klöstern nicht aus-

reichend, um die Kanonen kaufen zu können. Man ließ schließlich die Steuern in Kupfer zahlen und förderte die Einfuhr chinesischer Kupfermünzen, um aus dem Metall Kanonen zu gießen. Doch wurden diese so oft gestohlen, daß endlich der alleinige Gebrauch von eisernen Kanonen verordnet werden mußte. Um die Heere notdürftig auszurüsten, wurden Ämter — auch das des Festungskommandanten — für käuflich erklärt, reiche Zolleinnahmen vergeudet, Kirchen geplündert, Pensionen und Renten gesperrt, Todes- und Galeerenstrafen in Geldbußen umgewandelt. Um 1760 betrug die Aufwendungen für das spanische Heer auf den Philippinen 312000 Pesos, alle Militär-Ausgaben zusammen aber weniger als 700000 Pesos. Und doch waren schließlich die Festungen halb zerfallen und ohne Kanonen, mußten Kaperbriefe an Privatleute ausgegeben werden, um den Feind überhaupt schädigen zu können.

Wenn nun endlich gegen Ende des 17. und zu Anfang des 18. Jahrhunderts stellenweise die Einsichtigen erkannten, daß die Ausbeutung der Kolonien eines Tages ein Ende haben und ihr Ruin auf ein Nichts zusammensinken würde, sofern nicht durch Siedler neue Gewinnmöglichkeiten erschlossen würden, so waren nur leider jene Siedler meist nicht gerade sehr würdige Kulturträger. Nicht selten waren sie überhaupt ausgeübte Soldaten,

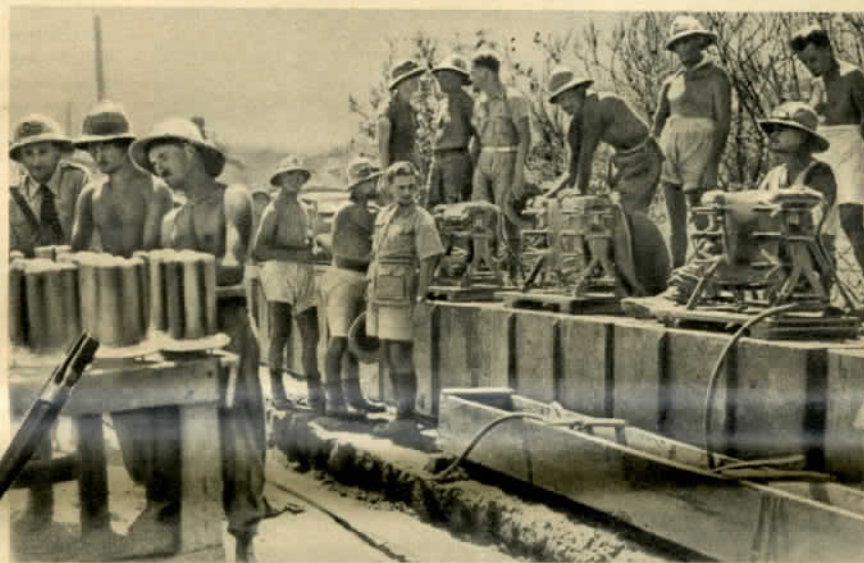


Aufnahmen (3) Ullstein-Bildarchiv  
Entartete Kolonialsoldaten waren im 17. Jahrhundert die Geißel der tropischen Küsten und Länder. Stich aus dem Seeräuberbuch des Holländers Exquemelin

Links: Anglo-indische Kolonialsoldaten. Schon im 19. Jahrhundert rekrutierte England sein Kolonialheer z. T. aus Eingeborenen. Farbige stellen auch heute noch Elite-Regimenter der indischen Armee



Englische reguläre Kolonialsoldaten im Kampf mit Sultan Tipu. Mit ihm fiel im Jahre 1799 der letzte unabhängige Herrscher Indiens



Die moderne Kolonialtruppe muß mit allen Errungenschaften der Technik vertraut sein. Italienische Soldaten destillieren Trinkwasser für ihre kämpfenden Kameraden im abessinischen Feldzug

Aufn. Luce

kamen aus den tiefsten Bevölkerungsschichten, waren deportierte Verbrecher. Der Buchdruck war in Brasilien 300 Jahre lang verboten, Schulen wurden aus Mangel an Interesse und an Geld nicht gegründet, die wenigsten Soldaten und Kolonisten konnten lesen und schreiben. Selbst verdienstvolle und charakterlich brauchbare Soldaten konnten bei diesem Bildungsstand nicht in die Kolonialverwaltung aufrücken. „Mit armen Leuten“, schrieb ein holländischer Kolonialgouverneur, „ist uns hier nicht gedient. Wir brauchen Kapitalisten... Doch wer bestiegt statt dessen in den holländischen Häfen die Auswandererschiffe? Entlassene Soldaten, kleine Handwerker, Gesellen, Händler und Schankwirte, Schulmeister und Diener und andere verlorene Subjekte.“ Die Westindische Kompanie Hollands war eine Ausnahme, als viele ihrer Soldaten nach vierjähriger Dienstzeit im Feldheer in der Kolonie blieben und, Offiziere und Mannschaften, sich dem Landbau widmeten. Und welche Möglichkeiten boten solche Soldatensiedlungen! Die stehenden Kolonialheere konnten bald verkleinert werden. Befanden sich doch mitten unter den Eingeborenen und vor allem an den Grenzen in den günstigsten Abständen solche Siedlungen ausgehnter erfahrener „Reservisten“, die jederzeit zur Verfügung standen.

Nur die Engländer haben schon im 18. Jahrhundert neben den Niederländern den Wert und die Möglichkeit dieser Kolonisationsweise mit Soldaten anerkannt. Überhaupt begann seit dieser Zeit England in jeder Weise aus der Reihe der Kolonialmächte hervorzuwachsen. Heer und Flotte mit langer ruhmreicher Tradition, ein weitausgedehntes Kolonialreich, unerschöpfliche Geldvorräte, einzigartige Machtreserven ließen die Schaffung eines vorbildlichen Kolonialheeres leicht werden. Hier zuerst, in den englischen Kolonien des 18. Jahrhunderts entwickelte sich der Typ des englischen Kolonialsoldaten, wie er uns noch heute

bekannt und vertraut ist: tapfer, hart gegen sich selbst wie gegen andere, unbedingter Vertreter seines Vaterlandes, dem Gott die Kolonisierung der Welt aufgetragen hat, geschickt in der Behandlung der Eingeborenen, gerecht, klug und der großen Aufgabe stets ergeben. Nicht wenig hat zu der Entwicklung dieses Kolonialsoldaten die Stellung beigetragen, die ihm aus der Heimat her geboten wurde. Hervorragend bezahlt, als Träger eines Weltreiches geehrt, trat er in der Kolonie mit der respektvollsten Zurückhaltung und Unfehlbarkeit eines weißen Gottes auf, nahm aus der Heimat die alten Gewohnheiten mit in die Kolonialstationen und verpflanzte das Engländerum wie eine Selbstverständlichkeit in das fernste Asien.

Diese englische Art des Kolonialheeres nachzuahmen ist von keinem Staat versucht worden. Aber dennoch entwickelte sich in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts eine neue Art der Kolonisation und auch ein neuer Typ des Kolonialsoldaten.

Der Anlaß dazu kam aus der europäischen Heimat. Heeresreformen ähnlich der Scharnhorsts wurden im 19. Jahrhundert bald überall notwendig. Und der Soldat, der in die Kolonien ging, nahm mit sich das Bewußtsein, Repräsentant seines Vaterlandes zu sein, kolonialisatorische Aufgaben zu haben, wohl in erster Linie militärische und wirtschaftliche, aber doch auch medizinische, pädagogische und kulturelle.

Wir Deutschen sind stolz darauf, daß wir dabei Vorbildliches und Meibendes geleistet haben. Fremdenlegionen, wie etwa Frankreich sie besitzt, hat Deutschland vom ersten Tage seiner kolonialen Tätigkeit an nicht aufgestellt. Und wenn ein Franzose gesagt hat, der Fremdenlegionär wiegt drei Soldaten auf,

erstens einen, der dem Feind genommen ist, zweitens einen weiteren Krieger, der für das französische Heer gewonnen ist, und drittens einen wehrfähigen Franzosen, der, durch den Fremden erest, seinem Beruf nachgeben kann — so waren die deutschen Ziele stets andere. Seit Bestehen der deutschen Kolonialtruppen war eine ihrer Hauptaufgaben die Verwaltungs- und Entwicklungstätigkeit. Sie hat sich bei dieser schweren, aber nußbringenden Arbeit unvergeßliche Verdienste erworben, hat Straßen und Eisenbahnen gebaut, sanitäre und hygienische Einrichtungen zum Wohl der Eingeborenen geschaffen, Viehzucht und Landbau gefördert. Freilich ist dabei der eigentliche Zweck des Heeres nicht übersehen worden: die Schutztruppen waren zum Schutz geschaffen.

Daß sie diese Aufgaben vorbildlich zu leisten imstande waren, haben sie bei verschiedenen schweren Eingeborenenaufständen bewiesen. Ein Offizier, wie jener Hauptmann von Eckert, dem Hans Grimm in seinem Roman „Volk ohne Raum“ ein Denkmal gesetzt hat, ist als Soldat und als Kolonialsoldat vorbildlich gewesen. Freilich stand der deutsche Kolonialsoldat schon bald nach Gewinnung der Kolonien nicht mehr außerhalb des allgemeinen deutschen Heeresdienstes. Die Schutztruppen wurden in den großen Wehrverband eingegliedert. Die Dienstpflicht konnte in der Schutztruppe abgeleistet werden.

Staaten, deren einziges Ziel es war, ihre Kolonien unter Drangsalierung der Eingeborenen auszupressen und die Kolonialtruppen dabei einzusetzen, hatten gegen Ende des 19. Jahrhunderts keinen Anspruch mehr, Kolonialmächte zu heißen.

Heute erleben wir, wie Italien einen neuen Typ des kolonialen Soldaten entwickelt: den des völkischen Kulturträgers. Das Kaiserreich Abyssinien soll zu einer Musterkolonie in jeder Beziehung ausgebaut werden. Und alles, was dabei zu tun ist, wird dem Heer, wird dem Kolonialsoldaten aufgetragen: er wird die Wege bauen, die Siedlungen anlegen, die Schulen und Spitäler errichten, den Schutz der Grenze, die Polizei und die Verwaltung übernehmen, er wird in der Kolonie dem Eingeborenen wie der Welt gegenüber sein Vaterland vertreten, der militärische Gouverneur wie der einfachste Soldat.

Der Weg vom Kolonialsoldaten des 16. Jahrhunderts bis zum heutigen ist lang — es ist zugleich der Weg von den ersten kolonialen Zielen und Absichten zu den modernsten. W. T.

Askari, eingeborener Soldat der Deutschen Schutztruppe in Deutsch-Ostafrika. Im Weltkrieg standen die Askaris bis zum Kriegsschluß treu zu Lettow-Vorbeck

Aufn. Sammlung Weltbilderdienst



# EINE LUFTSCHUTZ-SONDERSCHAU WIE SIE SEIN SOLL

Die Orts- (Kreis-) Gruppe Heidenheim a. Brz. zählt zu den rührigsten und deshalb auch erfolgreichsten Dienststellen des Reichsluftschutzbundes in Süddeutschland. Mit 9000 Mitgliedern steht sie, gemessen an der Zahl der Einwohner, an der Spitze aller Ortsgruppen in der Landesgruppe Württemberg-Hohenzollern. Indem sie über 60 v. H. der

Gesamteinnahmen für die Schulung der Amtsträger und Selbstschutzkräfte aufwendet, kommt sie der anzustrebenden Verhältniszahl anerkennenswert nahe. Von der Orts- (Kreis-) Gruppe wurden bisher 3800 Luftschutzhausewarte in Volkscursen von 26 Stunden geschult. Nachdem die Ausbildung der Luftschutzhausewarte, die vorwiegend vor-

genommen wurde, beendet war, kamen Wanderlehrgänge, Aufklärungsvorträge und ländliche Brandschutz-Vorführungen zur Abweidung, mit denen erreicht wurde, daß die Bewohner selbst der kleinsten Landgemeinde im Bereich der Orts- (Kreis-) Gruppe die Notwendigkeit der Mitarbeit jedes Volksgenossen im Selbstschutz erkannten und die Hauptaufgabe im ländlichen Luftschutz, die Brandbekämpfung, wenigstens einigermaßen beherrschten.

Um das Verständnis für Weisen und Aufgaben des Luftschutzes auf dem Lande noch mehr zu vertiefen, veranstaltete die Orts- (Kreis-) Gruppe anlässlich einer kürzlich stattgefundenen landwirtschaftlichen Leistungsschau eine Luftschutz-Sonderausstellung, die als Muster für Dienststellen in ähnlichen Verhältnissen dienen kann.

In anschaulicher und eindringlicher Weise kam zunächst die Luftschutzbildung Deutschlands und insbesondere des südwestlichen Teiles unseres Vaterlandes zur Darstellung. Eine Übersicht über die gesamte Organisation des deutschen zivilen Luftschutzes belegte die Größe dieser Maßnahme im Rahmen der Landesverteidigung. Wirksame Aufnahmen aus der Schulungsarbeit des Reichsluftschutzbundes, entnommen der „Sirene“ und dem Luftschutz-Widerdienst, unterstützt durch Aufnahmen aus der eigenen Arbeit der Dienststelle, erläuterten sinnfällig, wie die vielseitigen Aufgaben des Selbstschutzes von jung und alt gelöst werden können. Eine Schau der gebräuchlichsten Gasschutzgeräte, vom behelfsmäßigen Atemschutz bis zur S-Maske und einer vollkommenen Gasspücker-Ausrüstung, war auch in dieser ländlichen Luftschutzschau keineswegs fehl am Platze, da sie erkennen ließ, daß für jede neue Angriffswaffe auch die entsprechenden Schutzmittel vorhanden sind.

Zwei lebensgroße Figuren, ausgestattet mit der vollständigen Ausrüstung und der zweckmäßigen Bekleidung des Hausfeuerwehrmannes und einer Laienbelferin, führten den Besuchern vor Augen, daß durchaus nicht kostspielige Anschaffungen notwendig sind, um eine Selbstschutzkraft in die Lage zu versetzen, die ihr zufallenden Pflichten ungehindert zu erfüllen, daß vielmehr fast alle Einzelteile der Ausrüstung aus dem Haushalt selbst beschafft, zumindest aber sichergestellt werden können. Zwei Löschfahrern, mehrere Schutzraum-Modelle, Muster von Schutzraumtüren, Verdunkelungsvorrichtungen, die empfehlenswerteste Luftschutz-Literatur und viele andere Dinge mehr vervollständigten den allgemeinen Teil der Luftschutzschau.

Selbstverständlich, daß dem ländlichen Luftschutz und dem Tierluftschutz ein besonderer Raum gewidmet war. An kleinen Modellen eines Pferdes und einer Kuh wurde anschaulich dargestellt, wie mit Hilfe eines Futterfackes ein behelfsmäßiger Gasschutz erreicht werden kann. Es liegt nahe, daß dieser Teil der Luftschutzschau bei dem landwirtschaftlichen Charakter eines großen Teiles des Dienstbereiches der Orts- (Kreis-) Gruppe besonderes Interesse fand.

In einem der Ausstellungsgebäude war ein muster-gültiger Schutzraum errichtet, der den städtischen Besuchern Anregungen in Fülle gab, den wesentlichsten Beitrag zu ihrem eigenen Schutz bei Luftangriffen selbst zu leisten.

Größte Anteilnahme fanden auch die Brandschutz-Vorführungen, die während der Dauer der Ausstellung regelmäßig erfolgten. Es war dafür eigens ein Brandhaus gebaut worden, in welchem auch größere Brände angelegt und ihre Bekämpfung gezeigt werden konnte. Die Hausfeuerwehr, die ausschließlich aus Frauen und Mädchen zusammengesetzt war, zeigte, daß sie auf Grund ihrer zweckmäßigen Ausbildung und Ausrüstung mit Schneid und Latkraft wohl in der Lage war, auch Brände schon bedenklicheren Ausmaßes schnell niederzukämpfen. Dabei wurden besonders ungünstige Umstände vorausgesetzt, so daß der Einsatz des Löschfahrens der Luftschutzgemeinschaft notwendig wurde und eine 100 Meter lange Schlauchleitung gelegt werden mußte.

Über 30000 Besucher, die die landwirtschaftliche Leistungsschau sahen, besuchten auch die Luftschutz-Sonderausstellung. Die Größe dieses zahlenmäßigen Erfolges wird klar, wenn man bedenkt, daß die Stadt Heidenheim selbst nur 23000 Einwohner zählt. Ein großer Stab von vorzüglich geschulten Amtsträgern sorgte dafür, daß die zahlreichen Fragen, die die luftschutz-interessierten Besucher stellten, schnell und sachgemäß beantwortet werden konnten. Immer wieder aber tauchte die Frage von Bewohnern der umliegenden Gemeinden auf: „Wann kommt der nächste Wanderlehrgang zu uns? Wann werden wieder bei uns Brandschutz-Vorführungen gezeigt?“

Der außergewöhnliche Erfolg der Luftschutz-Sonderausstellung hat den Plan reifen lassen, das Ausstellungsgut noch zu ergänzen und zu bereichern und die Schau im Laufe des Winters in allen Gemeinden der Orts- (Kreis-) Gruppe aufzubauen. Mit Hilfe dieses vorzüglichen Werbemittels und in Verbindung mit der planmäßigen Schulung wird die Orts- (Kreis-) Gruppe Heidenheim a. Brz. in absehbarer Zeit die teilweise Luftschutzbereitschaft ihres Bezirkes erreicht haben und damit allen RW-Dienststellen ein nachahmenswertes Vorbild sein.



Blick in die Luftschutz-Sonderschau der Orts- (Kreis-) Gruppe Heidenheim. Im Hintergrund wirksame Darstellungen der Luftgefahr; vorn der Ort Heidenheim im Modell mit Kennzeichnung der Selbstschutzeinteilung



Der Tierluftschutz in bildlicher Darstellung und im Modell

Aufnahmen Film- und Bildstelle RLB-Präsidium



# Von der Nachbarschaft zur Hausgemeinschaft

Auf wieviel Unverständnis stößt doch oftmals der Luftschutzhilfswart oder der Blockwart, wenn er an die Türen klopft und für den Selbstschutz und den RV wirbt. Die Hausgemeinschaft, diese unterste Einheit im Selbstschutz, ist zum Beispiel vielen etwas ganz Neues, der sie zunächst grundsätzlich ablehnend gegenüberstehen. Dabei ist die Hausgemeinschaft gar nichts Neues, denn sie hat genau dieselben Aufgaben zu lösen wie unsere lieben alten „Nachbarschaften“. Diese Nachbarschaften, Schifferbrüderschaften und Deichgenossenschaften waren ehemals die Grundlagen der Volksgemeinschaft. Sie wurden ein Opfer des schnellebigen technischen Zeitalters. Der moderne Mensch glaubte, diese alten Gemeinschaften nicht mehr nötig zu haben. Die moderne Berufsfeuerwehr z. B. war schneller als die freiwilligen „Wittkittels“ (Hamburg). Viele Aufgaben der Nachbarschaften, die in selbstloser Weise gelöst wurden — z. B. der Wiederaufbau abgebrannter Häuser — gingen auf die Versicherungen über. Andere Aufgaben der Selbstverwaltung wurden von den Behörden übernommen. Der selbstverantwortliche Staatsbürger wandelte sich um zum Massenmenschen. Die Nachbarschaften waren nicht mehr Pflegsstätten der Heimatkultur und des Volkstums. So ist auch die gute alte Sitte, daß ein Verstorbener von seinen Nachbarn zu Grabe getragen wird, fast ganz aufgehoben. Dies ist nur eins der vielen Beispiele, wo an Stelle des Dienstes von Nachbar zu Nachbar neuzeitliche, bequemere Einrichtungen Platz gegriffen haben. Trotz allem aber gibt es Nachbarschaften bis auf den heutigen Tag. Die Einbecker Nachbarschaften hatten erst zwischen letztem Pfingsten und Johanni nach 30 Jahren wieder das Heimatfest der Nachbarschaft. Abends saßen die Einbecker an langen Tischen vor ihren Häusern. Im Dämmerlicht alter Lampen sangen sie ihre alten Volkslieder, begleitet von volkstümlichen Instrumenten, tranken Kaffee und aßen Kuchen. Andere rauchten Tonpfeife und schlürften das weltbekannte Einbecker Bier. So entstand in den engen Straßen ein Bild von Volkstum und Heimat, über das der Bürgermeister das schöne Wort setzte: „Arme und Reiche sind glückselig.“ Das war die Melodie der Lage; ein Spruch

der auf vielen Wänden, die über die Straße gezogen waren, verkündet wurde. Umzüge fanden statt, und der Höhepunkt war ein Festspiel, das von Laien aufgeführt wurde: „Es werde wieder Naberhopp!“ Das war der Grundton dieses Spiels. Die verhärteten Herzen der Menschen unseres technischen Zeitalters wurden wieder freigemacht: „Naber tor Rechten, Naber tor Linken, Komet de Arm ineinander to klinken. Lotet ösch lustige Naberhopp holen, springen und tanzen up beiden Sohlen.“ Auch in Nordschleswig gibt es noch Nachbarschaften. Auf der Insel Fehmarn bestand solche bis 1926, und die Schifferbrüderschaften gar sind noch heute wie vor 500 Jahren eine lebendige Gemeinschaft, die zu jeder Zeit und Stunde in Gefahr bereit sind, ihren Bruderschwur zu halten. Kürzlich hatten sie in Lauenburg a. d. Elbe ihre 500-Jahrfeier. Von Geestbacht, Hübacker, Lüneburg, Bardowick und von weit und breit eilten sie zu ihrem Fest herbei. Ein prächtiger historischer Festzug bildete den Abschluß. Die Fehmarnischen Dorfnachbarschaften waren ein Zusammenschluß aller Dorfeingewesenen in einem Dorfverband, der dann alle kommunalen Angelegenheiten im Dorfe regelte, darüber hinaus aber die einzelnen „Nachbarn“ verpflichtete, sich in Not und Tod gegenseitig beizustehen. Die „Naberböcker“ waren von großer Bedeutung für die Dorfeingewesenen, da alle wichtigen Vorkommnisse eingetragen wurden. Diese Bücher sind vereinzelt noch heute im Gebrauch. Was unser RV heute wieder durchführen will, nämlich die Ausrüstung jeder Hausgemeinschaft mit Löschgerät, das war hier gang und gäbe. Ganz nachmittags das sogenannte „Bauwack“ statt, so wurde schon morgens eine Versammlung am „Dingstein“ abgehalten. Hierzu hatte jeder Nachbar seinen Feuerbaken und Wassereimer mitzubringen. Diese Geräte wurden gründlich „besehen“. Die Gesetze der Nachbarschaft waren streng. Kein Mensch wurde mehr verachtet, als der, welcher sich absichtlich gegen die „Dorfbeliebungen“ verstieß. Möge es uns vom RV gelingen, den wehrhaften Gemeinschaftsgeist all dieser wertvollen alten Volksbräuche in neuen,

von den Forderungen unserer Zeit gebotenen Formen zu nutzen und zu stärken, damit wir das, was auf der ersten Seite eines Fehmarnischen Dorfnachbarbuches geschrieben steht, bedenken:  
 „Wenn Nachbarn einen Sinn In einer Lieb und Treu  
 In Einigkeit dhun haben, Sonder alles Betrübten.  
 Vom irdischen Gewinn Das ist dem großen Gott  
 Sich und den Nächsten laben, Im Himmel recht gefällig;  
 Sind auch vergnügt dabei, Er rett aus aller Noth  
 Undt Nachbarn sich lieben Undt mach uns ewig selig.“  
 Jede Zeit hat ihr eigenes Gesicht, unser Blut aber ist das gleiche geblieben. Die Form ist zerbrochen, die Aufgaben aber, die gelöst werden müssen, sind geblieben. Die neue Form ist die Hausgemeinschaft im Selbstschutz. Die Nachbarn in der Hausgemeinschaft brauchen sich nicht zu schämen oder für zu alt oder gar zu fein zu halten, mit anzupacken und sich zeigen zu lassen, wie man einen Kopf verbindet, wie man gebrochene Gliedmaßen schient oder wie man dem Feuer mit besseren technischen Hilfsmitteln zu Leibe geht, als es einstens die Nachbarn taten. Kameraden, die ihren Luftschutzhilfswart fragen: „Wozu das alles, im Ernstfall helfen wir schon“, können wir nur antworten: „Im Ernstfall können wir gerade euch nicht gebrauchen, denn ihr steht uns mit eurer Unbeholfenheit nur im Wege! Im Ernstfall brauchen wir beherzte Menschen, die sich beizeiten in ihrer Hausgemeinschaft bewährt haben! Solche gute Hausgemeinschaft besteht nicht aus Mietleuten, die sich kaum grüßen, sondern aus Nachbarn, denen Reid und Klatsch fremde Begriffe sind.“ Es ist die Aufgabe des Luftschutzhilfswart und Blockwartes, dahin zu wirken, daß nicht Reid und Klatsch in der Hausgemeinschaft die Oberhand gewinnen, sondern ein Korpsgeist, der alle umschließt und die Gemeinschaft befähigt, schwere Schicksalschläge zu ertragen. Wir haben keine Ursache, an dieser Gemeinschaft zu zweifeln; wir sind nicht schlechter als unsere Vorfahren. Ein Volk, welches vier Jahre einer Welt von Feind und Standgehalten hat und nach 15jährigem Verfall wieder die Kraft zum Wiederaufbau fand, ist fähig, sein Schicksal zu meistern.  
 Adolf Behm, Blockwart, Bergstedt (Alstertal)

**Dieser Doppelwagen**

Verpackungsfrei trägt eine erwachsene Person! (Gesamtlänge des Zuges 115 cm)

Nachnahme oder Vorkasse! Bei Nichtgefall: Geld zurück!

D. R. G. M.

Für nur **3.30** liefere ich diesen stabilen Leiterwagen mit Anhänger, Rechen, Schaufel und Sandsieb. Der Anhänger kann als Einsatz benutzt werden und ergibt einen schönen, stabilen Sandwagen. Obiger Wagen in größerer Ausführung, Gesamtlänge 170 cm... RM 5.05 Geschirre, überzogene Pferde, für beide Wagen passend, Stück... RM 1.75 extra

Eugen Stötzer, Steinach 18 (Thür. Wald), Postcheckkonto Nr. 101 076, Erfurt 18

**Luftschutz-Hausapotheken**

aus laufe oder Fabrikation lieferbar. Natürlich auch die bewährten Wiesbasan-Apotheken f. Gewerbe und Haushalt. Bezugswellennachweis durch W. SÖHNGEN & Co. Wiesbaden

Luftschutz Haus-Apotheke

**Die bewährtesten Bücher für Unterricht und Aufklärung**

über „Erste Hilfe“ u. „Gesundheitspflege“!

Körperbau u. Lebensvorgänge des Menschen von Dr. Diwol. Mit 42 Abb. Einzelpreis RM 75

Wie helfe ich? (Erste Hilfe) von Dr. Grimm. Mit 10 Abb. Einzelpreis RM 30

Waschuh, Waschhilfe gegen Giftgase von Dr. Ruff und Prof. Zepher. Mit 60 Abb. Einzelpreis RM 60

Notverbände und ihre Technik von Dr. Mailoth. Mit 106 Abbildungen. Einzelpreis RM 50

5 neue Stehfilme 35 mm (Normalfilme) mit klaren und anschaulichen Bildern:

- „Körperbau des Menschen“, mit 102 Bildern, Preis RM 5.—
- „Notverbände“, mit 134 Bildern, Preis RM 5.—
- „Wasser-Rettung“, mit 142 Bildern, Preis RM 6.—
- „Wie helfe ich bei Unfällen“, mit 146 Bildern, Preis RM 6.—
- „Erste Hilfe im Luftschutz“, mit 101 Bildern, Preis RM 5.—

Zur anschaulichen Wiedergabe obiger Stehfilme wird empfohlen:

**MOX** Brandbriketts

Brandsätze für Luftschutzübungen

liefert

schnell und preiswert

**Deutsche MOX Brenner** G.m.b.H.

Berlin SW 68, Alte Jakobstr. 20-22

Mox-Briketts, 10 Stück (Gew. je 50 g)	RM 1.80
Mox-Elektron-Briketts, 10 Stück (Gew. je 60 g)	4.50
Mox-Elektron-Brandsatz E 150 (Gew. 150 g)	1.—
" " " " E 280 (Gew. 280 g)	1.45
" " " " E 500 (Gew. 500 g)	2.50

Auf Wunsch Prospekte über Brandsätze, Nebelsteine, Nebelbüchsen, Reizstoffdosen, Lost-Attrappe.

**HYDROLOID-VERDUNKELUNGS-ROLLO Meyer-Hagen**

Lichtdicht, wasser- u. flammfest, für alle Fensterarten, auch Shed- u. Satteldächer

Feuerwehrgeräte HAGEN/WESTFAL

Vertrieb: Flamor-Ges. Veltrup, Aachen-Rhld.

**ENTSEUMA-Handentgiftungsgerät**

neuzeitig, erstklassig — DRP — zur Vernichtung chemischer Kampfstoffe — Entgiftungs- und Sanitätsschrank — Kontrolltafeln für Werkluftschutz

Flamor-Gesellschaft Veltrup, Aachen

**pyro Fliegerbomben** DRGM.

heulen, blitzen, knallen. Unentbehrlich für Übungen! Glänzend anzusehen! Preis RM 30.— je 100 franko. GROSSFEUERWERKE!

Carl Flemming Neugraben b. Hamburg

**Luftschutz-Rollos und Verdunklungs-Anlagen** mit Hand- und Elektro-Antrieb!

**CARL GÖTZE ROLLOFABRIK** LIEFERUNGSNACHWEIS DURCH: BOSELEDER, HAMBURG, BEHMEN, BERLIN, WOLM

DIN-Norm Luftschutztrage

SCHULZ & SCHAEKER BERLIN, BAHNHOF BÖRSE, D 1 0967

**Jetzt ist das Essen pünktlich fertig!**

Denn jetzt hat mir der Karl endlich eine neue Küchenuhr aus dem Uhren-Fachgeschäft geschenkt. Einen Wecker will er dort auch noch kaufen, seitdem er gemerkt hat, daß er dort richtig beraten wird für sein Geld und daß die Auswahl groß ist. Und der Fachmann am Platz, der für die Uhr einsteht, ist noch ein besonderer Vorteil.

An diesem blau-goldenen Zeichen erkennt man das **UHREN-FACHGESCHAFT**

**Lichtbild-Gerät „Leipzig“**

Geeignet für mittlere Unterrichts- und Versammlungsräume (für Normalfilmbreite von 35 mm) zum wirklich niedrigen Preise von **RM 36.—**

einschließlich 25 Watt-Projektionslampe, Widerstand für 110 bzw. 230 Volt und Transportstoffer. Das Gerät kann allerorts für alle Stromarten und -spannungen verwendet werden.

Verlag von Alwin Fröhlich in Leipzig N 22

**LICHTDICHT / WASSERFEST FLAMMFEST**

Hydroloid-Pergament für Verdunkelungen behördlich geprüft.

**MEYER-HAGEN** Feuerwehrgeräte HAGEN / WESTFALEN

Vertrieb: Flamor-Ges. Veltrup, Aachen (Rhld.)

**Wandmaleryboulon**

schnell und dicht schließend auch für größte Flächen

Rulofabrik Erich Spaarschuh, Berlin SO 16, Neanderstr. 4

**Luftschutz-Verdunkelungen Geyer & Klemt, Neurode Eulengeb.**

**DER LUFTSCHUTZ-LEHRGANG,**

den jeder besitzen sollte, heißt „Luftschutz-Leitfaden für Alle“ und ist verfaßt von L.S.-Gruppenführer Otto A. Teetzmann, Gruppenleiter im Präsidium des R.L.B. Der „Luftschutz-Leitfaden für Alle“ gibt Auskunft über alle Fragen des zivilen Luftschutzes. Ein großes Stichwort-Verzeichnis erleichtert das Nachschlagen. Das Buch kostet, biegsam kartoniert, in Taschenformat, RM 1.35

Verlag des Reichsluftschutzbundes, Berlin W 35

# Wir sind quitt, Ursula!

(4. Fortsetzung.)

## Roman von Meta Brix

Copyright 1936 by Ullstein A. G., Berlin

Als Michael sein Haus betritt, schnell und voll schlimmer Ahnungen, kommt ihm richtig Grete schon sehr verängstigt entgegen. Die gnädige Frau wäre so sonderlich und gehe so schwankend und sehe so blaß aus wie der leibhaftige Tod. Und ob Grete nicht den Arzt anrufen soll? „Ich will erst selbst zu meiner Frau gehen. Bleiben Sie bei dem Jungen, Grete.“

Als Michael bei Ursula eintritt, die in ihrem Zimmer ist, da sitzt seine Frau ganz ruhig in ihrem Sessel am Fenster. Sie hebt die Hand und zeigt in den Garten hinaus und sagt tonlos: „Heute ist er gekommen, Michael.“

Um Zeit zu gewinnen, fragt Michael: „Wer ist gekommen, Ursula?“

Und während er so fragt und Ursula scheu und sehr geheimnisvoll flüstert: „Woitschew ging vorhin unten am Tor vorüber!“ währenddem beschließt Michael, Ursula nichts von seiner Begegnung mit dem Todfeind zu sagen.

Er wird sie mit dem Jungen fortschicken, fort von Berlin.

So versucht er jetzt, sehr ruhig seinen Zweifel an ihren Beobachtungen auszusprechen, aber da erwacht die Frau aus dieser starren Haltung und erklärt ihrem Mann, daß sie sich auf keinen Fall getrennt hat.

„Beruhige dich, Ursula. Du wirst gewiß wissen, ob du richtig gesehen hast. Aber du wirst auch wissen, daß dieser Mensch nun nicht immer hier herumlungern kann. Er muß doch auch einmal zurückfahren in sein Arbeitsgebiet.“

„Einmal zurückfahren? Wann wird das sein? Zurückfahren — ja, wenn er Rache genommen hat.“

„Hör, Ursula, ich dulde nicht, daß du dich so quälst. Du wirst gleich pauen lassen. Oder vielmehr, wir werden pauen. Ich bringe dich mit dem Jungen nach dem Süden. Nach Garmisch oder besser noch in die Schweiz. Es paßt vorzüglich, weil ich wahrscheinlich auch wieder geschäftlich fort muß. Nach Hamburg zuerst, dann nach England hinüber. Vielleicht auf Wochen. Zuvor bringe ich euch fort. Du nimmst die Grete mit dir. Wir schließen hier ab. Die paar Tage, die ich noch in Berlin sein werde, kann ich im Hotel wohnen. Du siehst, Liebe, wir werden das vorzüglich einrichten.“

Ursula läßt sich beruhigen und findet selbst, daß dieser Vorschlag Michaels ein guter Ausweg ist. Aber es ist natürlich wieder eine Flucht.

Es tut gut, zu wissen, daß Michael alles zu ihrem Schutz tun wird. Und zu seinem eigenen Schutz.

Aber vielleicht wird Michael gar nicht bedroht. Vielleicht geht es nur um sie, um Ursula. Ja, es geht im Grunde sicher nur um Ursula.

Sie erschauert, als sie noch einmal hinuntersieht auf den Weg, auf dem heute der Verfolger stand und sein Gesicht gegen den Frieden ihres Hauses aufhob.

Aber was Ursula nicht weiß, das ist, daß der Frieden ihres Hauses auch noch von einer anderen Seite her bedroht ist.

### VIII

Als Alexander Woitschew an diesem Abend das Haus betreten will, in dem er während seines Aufenthaltes in Berlin in einer Pension Wohnung genommen hat, braust im gleichen Augenblick vor dem Hause ein Motorrad. Ein hartes Kreischen läßt ihn aufsehen, zu dem Motorrad hin. Da springt auch schon eine zierliche Gestalt im hellen Staubanzug ab, läuft schnell auf Woitschew zu, faßt seinen Arm. Eine Stimme redet sehr schnelle und sehr zornige Worte.

Es ist die Stimme einer Frau.

Wera Andrenowa reißt die Kappe vom schwarzhaarigen Kopf. Sie schlägt in der Erregung mit dieser Kappe klatschend gegen die Beinkleider ihres Schutzanzuges. Die dunklen Augen funkeln den Mann an.

„Ah! Habe ich dich endlich einmal erreicht! Ich will wissen, was das alles zu bedeuten hat, mein Lieber. Ich rufe in der Handelsgesellschaft an, du bist nicht da. Ich komme hier in deine Pension, du bist nicht da. Was fällt dir ein, mein Lieber!“ — Der Mann wehrt ab.

Wie sehr ist ihm doch diese Frau hier lästig. Jetzt, da er noch ganz zerfressen ist vor Qual um den Verlust des einzigen

Menschen, den er auf dieser Welt liebt. Wahrscheinlich wird er an dieser Liebe zugrunde gehen. Auf Umwegen; Haß und Niedertracht und Menschenjagd werden dazwischen liegen, aber im Grunde ist es allein die Liebe zu Ursula, die ihn jetzt ganz anfällt mit diesen bösen Gedanken der Rache. Er ist jetzt ein Mensch, der die Sense schwingt und fortmüht, was ihm nicht zu Willen sein will.

„Komm“, sagt Alexander Woitschew und nimmt den Arm des Mädchens. Sie gehen hinauf in sein Zimmer.

Wera wirft ihre Kappe achtlos irgendwohin. Sie setzt sich auf einen Stuhl und wartet, daß Alexander endlich erklären soll, was ihn in dieser letzten Zeit so seltsam veränderte. Sie ist jetzt glücklich, daß er sie überhaupt mit hinaufgenommen hat. Sie unterdrückt das Weinen, das ihr in der Kehle sitzt. Sie will ihm nicht zeigen, daß sie nun wieder ganz demütig geworden ist, da er sie wieder zu sich läßt.

Woitschew spricht nicht. Er läuft durch das Zimmer. Mit großen Schritten und mit einem harten, verschlossenen Gesicht. Wera kennt dieses wilde und böse Gesicht; sie bekommt Angst, und die Tränen steigen ihr jetzt doch in die Augen.

Aber sie weiß auch, daß sie jetzt ruhig abwarten muß, bis Alexander von selbst redet, sonst wird eine Aussprache überhaupt unmöglich. Und es muß sich doch endlich einmal die Zeit finden, über ein Verhältnis zu sprechen, das nun schon ein paar Jahre besteht und für Wera unerträglich zu werden droht.

Vielleicht hat Wera schon lange selbst empfunden, daß nur sie allein Alexander liebt, er aber von ihrem liebenden Herzen ernsthaft wenig wissen will. Aber immer noch gab sie sich zufrieden, weil sie bei ihm, trotz allen Spürens, niemals Interesse für eine andere Frau fand.

Ihrer stets bereiten Anpassungsfähigkeit und dem völligen Aufgehen in seine Geschäfte hatte sie es zu verdanken, daß sie ihn als seine Sekretärin auch jetzt nach Deutschland begleiten durfte. Hier aber mußte ein Ereignis, das außerhalb des Geschäftlichen lag, in sein Leben eingegriffen haben. Wera hatte bisher nicht ergründen können, was es war.

Nun die Geschäfte längst erledigt sind, hätte man nach Rußland zurückkehren können. Da wurde sie plötzlich von Woitschew beurlaubt. Er gab ihr reichlich Geld, sie sollte nach Süddeutschland fahren; er würde nachkommen.

Er kam nicht; sie kehrte zurück und fand den Freund verschlossener, unfreundlicher und rücksichtsloser als je zuvor. Die Dinge spitzten sich schließlich so zu, daß Woitschew von ihrer Anwesenheit überhaupt keine Notiz nahm und für sie unsichtbar blieb.

Wera hat den Kopf in die Hand gestützt und starrt auf das einformige Muster der verbliebenen Tischdecke.

Schließlich hält sie dieses Schweigen nicht mehr aus.

„Ich will dir gewiß keine Vorwürfe machen, Alexander. Ich liebe dich doch...“

„Schweig!“ herrscht der Mann sie an. Sie erzittert, als er auf den Tisch zutritt und sich zu ihr setzt.

„Ich habe nicht die Absicht, mich mit dir über Liebe zu unterhalten. Ich habe vielmehr einen Auftrag für dich.“

Gut, Wera wird diesen Auftrag ausführen. Ihr Blick hängt mit ergebener Aufmerksamkeit an seinem harten Gesicht.

„Ich brauche die Bestätigung, die amtliche Bestätigung, verzeihst du! über den Tod eines Mannes, der bei den Kämpfen an der ostpreussischen Grenze im Jahre 1914 auf russischer Seite gefallen ist. Du erhältst von mir die genauen Personalien dieses Mannes, und du wirst mir den Nachweis schnellstens verschaffen! Verstanden!“

„Ja, Alexander“, sagte das Mädchen und ist glücklich, für den Geliebten arbeiten zu dürfen.

### IX

Als Michael und Ursula in Begleitung von Dimi und dem Mädchen Grete in dem Schweizer Winterkurort eintreffen, finden sie dort ein sehr bewegtes Leben. Das ist Ursula gar nicht recht, und sie möchte am liebsten gleich

wieder weiter. Aber Dimi ist sehr müde und wird ungemütlich. So nehmen sie vorerst in einem der großen Hotels Wohnung.

Etwas später, nach dem Essen, als das Kind schläft und Grete den Kleinen behütet, schlendern Michael und Ursula noch durch die Straßen. Die Menschen sind alle indianerbraun eingebrannt, und sie sind alle sehr lustig. Auch die Fahrzeuge sehen lustig aus, weil sie grellbunte Farben zeigen und bunte Fähnchen tragen und mit hellen Schellen klingeln. Ursula zeigt zu den Bergen hin. Da liegt ganz oben ein Haus. Winzig klein sieht es von unten aus. Es liegt mitten im Schnee.

Dort möchte ich wohnen, sagt Ursula.

Im Hotel erkundigt sich Michael bei dem Portier nach diesem Berghaus. Der Portier ist ein gewandter alter Herr und sehr dienstbeflissen. Er weiß Bescheid um jenes Haus auf der Höhe, aber er meint, dort oben wohnen nur Sportleute, und es wäre sehr einsam da oben.

Worauf sich Michael sofort eine telefonische Verbindung mit dem Berghaus geben läßt. Ausgezeichnet! Es sind Zimmer frei. Am anderen Tage zieht man hinauf. Die Fahrt löst vor allem bei dem Jungen helle Begeisterung aus, denn sie fahren mit einer Drahtseilbahn hinauf.

Michael bleibt noch zwei Tage bei seiner Familie, dann fährt er nach Berlin zurück.

Es ist Ursula recht lieb, daß sie das Mädchen Grete mitgenommen hat. So kann sie auch einmal allein sein oder weitere Spaziergänge unternehmen und weiß Dimi wohlbehütet.

Die Frau lebt in der hellen Pracht der winterlichen Sonnentage auf. Sie haben hier oben im Berghaus die Sonne bereits, ehe sie den großen Kurort unten bestrahlt, und sie haben sie auch am Abend noch länger als die Leute dort.

Dimi freut sich an jedem Morgen über den Besuch der großen Schwarzdrosseln, die in Scharen ankommen. Man nennt die Vögel hier oben Bergdohlen. Es sind hübsche Tiere mit gelben Schnäbeln und roten Beinen. Dimi beginnt eine eifrige Arbeit, die in dem Einfammeln von Krümeln besteht, mit denen er die Vögel füttern will. Die Dohlen aber bleiben zu dem Leidwesen des Kindes in großer Höhe und ziehen dort ihre bewundernswerten Kreise. So muß Dimi sich begnügen, seine Kuchenkrümelchen den Hühnern zu bringen; aber auch das ist ein sehr vergnügliches Geschäft.

Es sind nur wenige Gäste im Berghaus. Zwar kommen täglich mit der Bergbahn Gäste aus den großen Kurorten herauf, aber sie verlieren sich bald im Gelände und fahren am Abend wieder talwärts. Dann ist wieder tiefe Stille um das Berghaus, die Ursula so beglückt.

Klar steht der Abendstern am Himmel und strahlt sanften Schein, während unten im Tal die vielen Lichter von einer ganzen Reihe von Kurorten heraufblitzen, die ganze Nacht hindurch, die für viele dort unten zur besseren Hälfte des Tages wird.

Ursula kann stundenlang auf dem Balkon ihres Zimmers sitzen, den Blick auf die märchenhafte Schönheit des weiten Engadins gerichtet. Tiefblau leuchtet der Himmel. Sie bekommt auch Lust, sich an den Skifahrten der wenigen anderen Gäste zu beteiligen. Keine großen Fabriken, dazu fehlt ihr die Übung. Aber es ist auch schon bei kleineren Ausflügen eine Lust, über die weiten weißen Flächen zu saufen.

Auch Dimi bekommt kleine Stier und stelzt drollig einher und vergräbt Beine, Naschen und den ganzen kleinen Mann im Schnee und läßt sich freischend vor Lust von Mutter und Grete wieder ausgraben.

Ursula schreibt oft an Michael. Die Briefe gehen jetzt postlagernd nach Hamburg. Von dort kam auch Michaels letzter Brief. Fährt er dann noch nach England, so wird ihm die Post nachgeschickt.

Ursula sitzt wieder auf ihrem Balkon und schreibt an ihren Mann, daß sie sich sehr wohl fühlt und daß Dimi quiklebendig ist; das Mädchen Grete ist auch sehr zufrieden, denn es scheint in einem schmucken Bergführer wohl einen Erfas für den Gärtner gefunden zu haben.

... ja, es ist hier wundervoll, Michael! Denke dir, gestern hatten wir in der Windstille 36 Grad Wärme. Aber wir hatten auch schon undurchsichtigen Nebel, so daß man in unmittelbarer Nähe des Hauses, auf vertrautem Gebiet also, umhergeht wie in einem Irngarten.

Ich bin dir so dankbar, Michael, daß du den Gedanken fandest, uns hierher zu bringen. Es wäre freilich um vieles schöner, dich bei uns zu haben.

Auf meinem Tisch steht ein Alpenveilchen mit etwa zwanzig Blüten. Die Blumen gedeihen hier oben wunderbar. Ich breche eine Blüte und gebe sie dir mit, mein Michael...

So lebt Ursula in diesen Tagen und Wochen, und es ist eine stille Ruhe in ihrem Herzen, die nur manchmal, wenn sie allein ist oder die Schönheit dieser Tage sie so sehr beglückt, von einer großen Sehnsucht nach Michael unterbrochen wird.

Michael ist noch einmal zum Hamburger Hafen hinuntergefahren. Wie jedesmal, so packt ihn auch jetzt wieder das gewaltige Bild, das bunte Gewimmel der Schiffe und Masten. Auf den Schiffswerften ist überall fleißige Arbeit. Es ist eine Freude, zu sehen, wie die Krane rasseln und das Gut von den Schiffen holen, das die Schiffe aus fernen Ländern einbrachten. Von vielen Schiffen weht das Wimpel, das die Ausfahrt anzeigt.

In den Seitenkanälen liegen die großen im Bau befindlichen Schiffe mit ihren riesigen Leibern; der weiße Rumpf einer Luxusyacht leuchtet auf, die für einen Nabob in Übersee hergestellt wird.

Überall singen Menschen und Maschinen das Hohelied der Arbeit.

Vor zwei Tagen ist Michael durch Kiel gekommen. Die Stadt war ihm fremd. Als der Wagen ihn am späten Abend vom Bahnhof in die Stadt brachte, leuchtete vom anderen Ufer ein Lichtmeer über das dunkle Wasser. Die Strahlen brachen sich in tausend Reflexen, rote und grüne Strahlenbündel flammten auf, Scheinwerfer gingen darüber hin.

Michael glaubte an einen riesigen Vergnügungspark, aber er erfuhr, daß dort drüben die Kruppschen Werkstätten lagen

und daß dieses Lichtmeer sich um die riesigen Arbeitsstätten ergoß.

Michael ist glücklich und stolz, in diesem auflebenden und strebenden Lande, das Deutschland hieß, arbeiten und lernen und neue Erfahrungen sammeln zu dürfen.

Als Michael die letzten Besprechungen erledigt hat, fährt er in die Innenstadt zurück.

Der Tag ist klar und nebelfrei. Am Jungfernstieg ist der übliche große Verkehr. Michael trinkt im Alsterpavillon eine Tasse Kaffee und überdenkt seinen Arbeitsplan. Er wird also morgen nach England hinüberfahren und dort die Verhandlungen wegen der Maschinenlieferungen nach Übersee führen. Diese Verhandlungen werden vielleicht eine Woche dauern. Kehrt er dann nach Berlin zurück, so wird auch seine Familie bald heimkommen. Ursula schreibt, daß es in der Schweiz sehr schön wäre, daß sie aber das Weihnachtsfest auf jeden Fall im Blochhaus begeben möchte.

Als Michael in sein Hotel kommt, meldet man ihm, daß er aus Berlin angerufen wurde. Die Direktion verlangte ihn. So läßt er die Verbindung herstellen.

Als das Gespräch kommt, erkennt Michael, daß er mit Carl Braun selbst spricht. Michael redet von dem Stand der Geschäfte, und obwohl diese Geschäfte durchaus in Ordnung gehen, schwingt eine merkwürdige Unruhe durch Michaels Stimme. Es liegt ganz unverkennbar zwischen Hamburg und Berlin eine Spannung in der Luft.

„Also alles in Ordnung. Es war auch nicht anders zu erwarten“, sagte Carl Braun in Berlin. „Das Geschäft lag klar. Ich rufe auch aus anderer Ursache an. Ich bitte Sie um eine Auskunft, Herr von Rytow...“

„Bitte.“  
„Meine Tochter ist vorgestern mit dem Wagen nach Hamburg gefahren. Ich habe noch keine Nachricht. Es wäre möglich, daß Sie meine Tochter getroffen haben.“

Das ist die Frage, die Michael geahnt hat; und er wird dieser Frage nicht ausweichen. Nein.

„Ich traf das gnädige Fräulein gestern. Ein Zufall. Ich sah im Uhlenhorster Fährhaus...“

„Und meine Tochter ist noch in Hamburg?“

„Fräulein Braun sagte mir, daß sie heute mittag nach Berlin zurückfahren wollte.“

„Danke, Herr von Rytow. Ich hatte also richtig vermutet, als ich annahm, daß Sie unterrichtet wären. So kann ich meine Tochter wohl bald erwarten. — Sie fahren also weiter nach London. Gute Besserung. Guten Abend.“

„Guten Abend!“ sagt Michael und legt den Hörer auf. In seinem Gesicht ist eine tiefe Betroffenheit.

„Bitte, Vater“, sagt Alena und sieht ihren Vater sehr gelassen an, der ihr mit einem ärgerlichen und strengen Gesicht gegenüber sitzt. „Bitte vergiß nicht, daß ich ein selbständiger Mensch bin und kein unmündiges Kind!“

„Ich denke nur, daß du mir als ein anständiger Mensch die Fragen, die ich an dich stellte, wohl beantworten solltest. Ohne Ausweichungen.“

„Gern, Vater, sofern deine Fragen keine Bevormundung einschließen.“

„Du bist in Hamburg mit Rytow zusammen getroffen?“

„Ja.“  
„Das war eine getroffene Vereinbarung?“

„Nein.“  
Carl Braun sieht seine Tochter groß an.

„Nein...? So wußte Rytow nicht um deine Hamburger Fahrt?“

„Nein.“  
Carl Braun atmet auf; es klingt befreit. So war es also wirklich nur ein Zufall, daß Alena Rytow getroffen hat.

Alena legt die Hände in den Schoß. Das sieht sehr ruhig aus. Sie sieht vor sich hin, wie in Gedanken. Dann hebt sie den Blick zum Vater.

„Nein, Vater. Ein Zufall war es doch nicht. Ich wollte mir die Freude machen, den Baron einen Tag für mich zu haben. Wollte mir die Freude machen und ihm.“

Carl Braun sieht auf. Erregt geht er durch das Zimmer. Seine Tochter, sein stolzes Mädel fährt hinter einem seiner Angestellten her. Konnte die allerbesten Verbindungen haben. War schön und klug und reich. Und da waren unter

**ÜBERWINDER**  
Von Raum und Zeit

ist der Werbungtreibende, der „Die Sirene“ in seinen Dienst gestellt hat. Während er arbeitet, reist oder ruht, spricht seine Anzeige 340000-fach zu einem aufmerksamen Leserkreis, der jede gute geschäftliche Anregung wohl zu schätzen weiß.

**EXAKTA**

Die vielseitige Kleinbildreflex mit ihrem zahlreichen Zubehör

Keine Doppelbelichtung — Vollkommen parallaxenfrei — Schlitzverschluss für Belichtungszeiten von 1/1000 bis 12 Sek./Selbstauslöser/Auswechselbare Optik (lichtstärkste Objektiv bis 1:1.9, Tele- und Weitwinkelobjektive). Anschluß für Blitzlichtaufnahmen, f. mikroskopische Aufnahmen. Prospekt gratis

**Thagee**  
KAMERAFABRIK  
STEINBERGEN  
DRESDEN  
Sirisen 735

**Rheinmetall**

**SCHREIBMASCHINEN**  
entsprechen den deutschen Normenanschriften. Sowohl die Standard-Maschinen als auch die Kleinen Rheinmetall sind mit besonderen Vorzügen und Sondereinrichtungen ausgestattet

**RECHENMASCHINEN**  
mit Hand- und elektr. Antrieb für alle Verwendungszwecke und Rechenarten sind führend.

**RHEINMETALL-BORSIG**  
AKTIENGESELLSCHAFT WERK SOMMERDA THOR

Vertretungen an allen größeren Plätzen Deutschlands

den Bewerbern um Alenas Hand auch solche, die ihm durchaus in das Werk gepaßt hätten. Und da kommt nun dieser russische Emigrant . . .

Er bleibt vor seiner Tochter stehen.

„Ich schäme mich für dich, Alena. Der Mann ist verheiratet, hat ein Kind. Er ist, soviel ich weiß, sogar sehr glücklich verheiratet.“

Alena zuckt die Achsel: „Glücklich . . .? Ich weiß doch nicht. Da irrst du wahrscheinlich, Vater. Jemand etwas stimmt nicht in dieser Ehe.“

„Du bist also schon seine Vertraute?“

Eine Röte steigt in das klare Gesicht des Mädchens. Eine Pause verstärkt noch die Spannung zwischen Vater und Tochter. Dann ebbt die Röte in dem zarten Gesicht zurück; das Mädchen ist jetzt sehr blaß. Sie preßt die Hände zusammen. Sie steht auf und tritt zu ihrem Vater, der erbittert und jörnig und im innersten Herzen traurig am Fenster steht.

„Vater . . .“

Carl Braun wendet sich seiner Tochter zu. Gleich groß, so stehen sie beieinander. Carl Braun legt dem Mädchen seine Hände auf die Schultern. Er schüttelt den Kopf. Er versteht sein Mädel nicht mehr.

„Vater“, sagt Alena, „es ist nicht so, wie du wohl glaubst. Nein, ich bin nicht Rykows Vertraute. Er würde das auch wohl niemals tun und ein einziges Wort, ein abfälliges Wort gar, über seine Frau und seine Ehe sprechen. Niemals. Aber, Vater — ich will ehrlich sein gegen dich — dieser Mann, siehst du, wäre der Mensch, dem ich angehören könnte. Ich liebe ihn.“ Und trotzig beinahe fährt sie fort: „Und nicht die Frau und auch nicht das Kind können es hindern, daß ich ihn liebe!“

Der Vater ist erschüttert.

Alena spricht weiter, und jetzt ist es wie ein Appell an den Rat und die Hilfe des Vaters.

„Mein, Vater, ich bin nicht Rykows Vertraute. Aber ich fühle es, daß ein Erleben — vielleicht eine Schuld sogar — zwischen ihm und der Frau stehen muß.“

„Es wird nicht einmal so schwer sein, nach der Ursache zu suchen, mein Kind. Denke daran, daß diese beiden Menschen durch schweres Schicksal gingen. Du weißt, Rykow war in Gefangenschaft, führte Jahre hindurch ein unstilltes Leben, immer auf der Flucht. Wenn also diese beiden Menschen sich aneinander lebten, wenn das wirklich so ist, so wird das ein sehr schweres Los für die Frau bedeuten, die in der Stille sicher weit tiefer leidet als der Mann. Rykow wird sich, wie ich ihn beurteile, wohl nur sehr schwer in das geregelte Leben einer Familiengemeinschaft zurückgefunden haben.“

„Dann ist es aber nicht notwendig, daß sich zwei Menschen das Leben verbittern“, sagt Alena, und es klingt trotzig und bitter.

Carl Braun sieht seiner Tochter in die Augen.

„Meine Tochter aber wird niemals etwas tun, was gegen ihren Stolz verstößt!“

„Mein, Vater“, sagt Alena, „aber das Warten wird sehr schwer sein.“

„Das Warten? Was sprichst du vom Warten, Alena?“

„Du hast mich doch nicht ganz verstanden, Vater. Du glaubst an eine flüchtige Reizung, ein vorübergehendes Interesse. Es ist mehr. Ich liebe Rykow.“

## X.

Ursula sitzt in der hellen Sonne auf ihrem Balkon. Sie hat die Schutzbrille auf und liest. Manchmal läßt sie den Roman sinken und lauscht auf das heraufklingende Lachen ihres Kindes. Dimi ist mit dem Mädchen Grete auf dem Übungsfeld.

Dann kommt die Bergbahn. Ursula kann sie vom Balkon aus sehen. Lebhaftige Tagesgäste kommen an. Aber diese Gäste interessieren Ursula nicht weiter, und so setzt sie die Unterhaltung mit ihrem Buch fort.

So vergeht eine Zeit. Dann legt Ursula das Buch fort und geht in das Zimmer hinein und will eben in ihre bunte Jacke schlüpfen und hinunterlaufen, um ein wenig mit ihrem Sohn herumzutollen. In diesem Augenblick klopft es, und eine der freundlichen Saalstöchter meldet, daß die gnädige Frau Besuch bekommt.

„Besuch?“ wundert sich Ursula, und dann springt gleich eine heiße Freude auf: Michael wird gekommen sein . . .

Aber da wird das Mädchen auch schon zur Seite geschoben. In der Tür steht Alexander Woitschew.

Er sagt: „Danke, Fräulein!“ und schließt die Tür hinter dem etwas verwunderten Mädchen.

Alexander Woitschew ist sehr blaß. Er atmet erregt und weiß nicht, wie er beginnen soll. Er weiß nur, daß Ursula hier vor ihm steht, gesund und sonnenverbraunt und schöner als je zuvor. Sie ist da, und das ist alles. Er ist bei ihr, in ihrem Zimmer.

Ursula aber ist nicht mehr die verängstigte Frau, die vor ein paar Wochen noch vor Woitschew erzitterte. Diese Zeit hier in der reinen und klaren Bergluft hat sie wunderbar gestärkt. Sie reicht Alexander Woitschew beherrscht die Hand und sagt sehr ruhig:

„Sie sehen mich verwundert, Alexander Woitschew. Ich nehme an, Sie kommen als Freund. So will ich Sie willkommen heißen.“

Woitschew hat seine Ruhe wiedergefunden.

„Es wird auf den Ausgang unserer Unterredung ankommen, Ursula Rykowa; lassen Sie mich indessen hoffen, daß Sie mich nicht verkennen werden.“

„Das heißt, es gilt den Kampf“, sagt Ursula. „Ich wüßte auch nicht, was zwischen uns zu besprechen wäre.“

Eine Handbewegung, herrisch, schneidet der Frau das Wort ab.

„Segen wir uns.“ Er weist auf die Stühle.

Ursula sieht ihn verächtlich an. „Sie benehmen sich in meinen Räumen etwas merkwürdig, Alexander Woitschew.“

„Lassen wir diese Nebensächlichkeiten. Ich will gar nicht auf das Vertuschungsmanöver eingehen, das Sie an jenem Theaterabend versuchten. Ich will mich nur an die Tatsachen halten. Ihr Mann, Ursula Rykowa, ist 1914 gefallen.“

„Sie irren! Mein Mann lebt!“

Die harten Augen des Mannes sehen Ursula an. Hohn und Triumph sprechen aus diesen Augen. Der Mann greift in die Tasche, entnimmt seiner Brieftasche ein Dokument. Er sagt sehr langsam und betont:

„Dann wird es Sie ja vermutlich in Erstaunen setzen, daß ich die amtliche Todesbescheinigung Ihres Mannes besitze.“ Er tritt dicht vor Ursula hin. Jetzt ist es vorbei mit seiner Beherrschung. Er faßt die Frau am Arm. Hart. Zugreifend.

„Lassen Sie mich los!“ herrscht ihn Ursula an.

Seine Hand löst sich. Seine Antwort ist ein böses Zischen.

„Es hat keinen Zweck mehr, Ursula Rykowa. Ihr Spiel ist durchschaut. Sie leben mit einem Menschen zusammen, den man in seiner Heimat zum Tode verurteilte. Dieser Mann heißt Michael Menschow. Euer ganzes Leben hier in Deutschland ist auf Lug und Betrug aufgebaut.“

In wildem Zorn hat er die Worte hervorgestoßen. Dann aber sieht er, daß die Frau sich erhebt und zur Tür geht.

„Nein“, sagt er, und die Stimme schlägt um und wird jetzt wieder leise und sehr demütig. „Gehen Sie nicht. Verzeihen Sie mir. Bitte, verzeihen Sie mir, Ursula Rykowa. Ich will Ihnen nicht wehe tun. Ich liebe Sie . . . Wußten Sie denn niemals, daß ich Sie liebe . . .?“

Ursula zittert. Der Mann redet weiter:

„Ich werde nichts gegen Menschow unternehmen. Nichts, wenn Sie vergessen könnten — wenn Sie mit mir kommen wollten . . . Ich liebe Sie sehr, Ursula Rykowa.“

Ursula findet, daß dieses Gespräch nicht mehr länger zu ertragen ist. Sie fürchtet sich vor dieser demütigen Liebe noch viel mehr als vor der Bosheit des Mannes.

Sie sagt in kalter Abwehr: „Wenn Sie so gut unterrichtet sind, Alexander Woitschew, so erübrigt sich wohl jedes weitere Wort zwischen uns.“

Sie öffnet die Tür und weist ihn hinaus.

Alexander Woitschew geht noch nicht. Mit einem Griff schließt er noch einmal die Tür. Er ist noch nicht fertig. Ob Ursula nicht weiß, daß er jetzt ihr und ihrem Kinde den Boden unter den Füßen fortziehen kann, wenn er seine Kenntnis der Öffentlichkeit übergibt. Ob sie glaubt, daß die Carl Braun A. G. einen Menschen weiterbeschäftigen wird, der sich unter einem falschen Namen in die Firma eingeschlichen hat. Ob Ursula nicht weiß, daß Menschow und sie selbst das Gastrecht eines Landes mißbraucht haben, und daß die wesentlich falsche Führung eines fremden Namens die Ausweisung aus dem Lande zur Folge haben kann. Ob Ursula nicht an ihr Kind denkt.

Die Frau aber will jetzt nichts weiter, als diesen Menschen hier nicht mehr sehen und hören. Sie erwidert kein Wort. Sie öffnet die Tür und verläßt das Zimmer.

Im Berghaus hat man allerlei Vermutungen um diesen Besuch, den Frau von Rykow erhalten hat. Eine der Saalstöchter hat beobachtet, daß Ursula sehr erregt die Treppe hinunter und zum Hause hinausgelaufen ist. Draußen ist sie zu ihrem kleinen Sohn gegangen und hat sich mit Dimi und dem Mädchen auf einen Spaziergang begeben. Und ein wenig später erst kam der fremde Herr aus dem Zimmer der Baronin, kam die Treppe hinunter und begab sich sofort zur Abfahrtsstelle der Bergbahn.

Das war immerhin eine Begebenheit, die zu sonderlichen Vermutungen Anlaß geben konnte . . .

Auch das Mädchen Grete wundert sich über die Herrin.

Die Frau hat den kleinen Dimi bei der Hand genommen und ist mit ihm den Südbang hinuntergelaufen. Dort fängt sie den kleinen Kerl in ihren Armen auf und herzt ihn wie unsinnig. Dimi findet das sehr ungemütlich und stemmt die Fäustchen gegen die Brust der Mutter und strampelt mit Händen und Füßen, um freizukommen.

Aber der Zärtlichkeitsausbruch Ursulas ist schon wieder vorbei. Sie nimmt die kleine Hand im dicken, bunten Fausthandschuh in die ihre. Grete ist jetzt auch da und hat Dimi an der anderen Seite angefaßt, und während sie so weitergehen, sieht Ursula mit abwesenden Augen in den sonnigen Tag. Keine Zärtlichkeit und Freude sind mehr in ihrem Blick, sondern eine kalte Entschlossenheit. (Fortsetzung folgt.)

## „Der Werdegang und Wandel der Luftschiffverwendung im Seekrieg“

Unter diesem Titel hat Korvettenkapitän a. D. Dr. H. Veelis ein Buch im Verlag G. H. Kolbe, Düsseldorf, erscheinen lassen, das einen ausgezeichneten Einblick in die Entwicklung, Verwendung und vor allem die Zukunftsmöglichkeiten der Luftschiffe gewährt. Wohl kaum hat eine Waffe, die zugleich ein Verkehrsmittel erster Ordnung ist, eine so hin und her schwankende Bewertung bei den verschiedenen Nationen erfahren wie die Luftschiffe. In Deutschland, ihrem Geburtslande, hat sich die „raumüberwindende“ Macht durchgesetzt. Auch in Amerika, wo nach dem Verlust der beiden Riesen Schiffe „Aeron“ und „Macon“ ein starker Rückschlag in der öffentlichen Meinung zu verzeichnen war, ist neuerdings, wie wir lesen, in sehr entschiedener Weise, und zwar von amtlicher Seite, für die weitere Entwicklung der „Leichter-als-Luft-Waffe“ Stellung genommen worden. Der Verfasser arbeitet in seinem Werk auch die außerordentlich starke Wirkung heraus, die mittelbar die Luftschiffanriffe auf England hervorgerufen haben. Wir erfahren aus englischen Quellen, daß gegen Ende des Jahres 1916 allein für die Besetzung der Luftabwehr-Geschütze 17000 Mann auf dem Insellande zurückgehalten wurden. Zu einer Zeit, wo an der Front jedes Geschütz dringend gebraucht wurde, mußten nur wegen der deutschen Luftschiffe 400 Kanonen in England bleiben. Indem Veelis ein ungemein reiches Material aus allen Ländern seiner sehr gründlichen und vorurteilsfreien Beurteilung zugrunde legt, kommt er in seinen Schlussfolgerungen zu dem Ergebnis, daß das Luftschiff eine Mittelstellung zwischen Flugzeug und Seeschiff einnimmt, und belegt diese Ansicht im einzelnen so zwingend, daß man ihm zustimmen muß. Bei aller Begeisterung für die Luftschiffwaffe, der der Verfasser als Kommandant von „L. 8“ im Kriege angehört hat, weist er doch auch auf die Grenzen hin, die nach menschlicher Voraussicht in einer ferneren Zukunft der Betätigung der Luftschiffe gezogen sein werden. Den Erdvorrat an Helium schätzt er auf ein Jahrhundert ein. „Gleich einem Stern trat das Luftschiff in die Geschichte ein, gleich einem Kometen wird es dereinst die Menschheit wieder verlassen.“ Das vorliegende Buch hat als Doktorarbeit das Prädikat „Summa cum laude“ erhalten. Aber ganz abgesehen von der rein wissenschaftlichen Bedeutung, die daraus hervorgeht, ist es nicht nur für den Fachmann, sondern auch für den Laien so anschaulich und lebendig geschrieben, daß man ihm nur weitest Verbreitung wünschen kann.

## Anekdoten

Kaiser Karl V., damals etwas schwach auf den Beinen, überdachte, an die Wand gelehnt, eine ihm vorgelegte Entscheidung, als er einen seiner Hofjunker lachen sah. Der Kaiser fragte sehr ernst: „Maximilian, worüber lachst du?“ Dieser erschrak und wollte mit Ausreden leugnen. Als der Kaiser aber weiter in ihn drang, antwortete er: „Darüber, daß das römische Reich von einer so schwachen Mauer gestützt wird.“ „Nimm dich in acht“, verfezte der Kaiser, „daß du nicht belehrt wirst, daß das Haupt und nicht die Beine herrschen!“

Als der damalige Kronprinz von Dänemark um 1800 sich in einer deutschen freien Reichshauptstadt aufhielt, hatte ihm der Magistrat einen Kapitän vom Stadtmilitär zur ständigen Begleitung mitgegeben. An einem Abend, als der Kapitän während einer Theatervorstellung in der Loge hinter dem Kronprinzen stand, fragte der Prinz: „Haben Sie sonst wo gedient?“ Der Kapitän erwiderte: „Ew. Königl. Hoheit untertänigst aufzuwarten, achtzehn Jahre bei der seligen Frau Bürgermeisterin.“

Bonaparte kam nach seinem zweiten italienischen Feldzug bei einem Diner mit einer jungen Dame zusammen, die gern die Geistreiche spielen wollte. Sie schwabte viel von Literatur und Kunst und überschüttete den Helden mit Lobhudeleien aller Art. Endlich rief sie begeistert aus: „Was kann man wohl noch in der Welt sein, wenn man nicht der General Bonaparte ist?“ „Eine gute Hausfrau“, entgegnete dieser.

Rudolph Virchow war wegen seines scharfen Wises gefürchtet. „Ein Arzt darf keinen Ekel empfinden“, schärfte er einmal den Studenten ein, tauchte einen Finger in schmutziges Abwaschwasser und steckte ihn dann in den Mund. „Nun, wer macht's nach?“ — Ein paar Studenten überwandten sich. „Gut, gut“, belobte sie Virchow, „Ekel haben Sie nicht. Dafür fehlt es Ihnen leider an scharfer Beobachtungsgabe. Denn wenn Sie aufgepaßt hätten, hätten Sie gesehen, daß ich den Zeigefinger in das Wasser steckte, aber den Mittelfinger in den Mund!“







Aufnahmen (1) F. Schensky, (2) M. Beeneken

Seit Wochen bereits toben an der Nordseeküste mit kurzen Unterbrechungen schwere Stürme, die schon manches Opfer an Schiff und Mann gefordert haben. Der Untergang des Feuerschiffs „Elbe 1“ wird noch für lange Zeit in aller Gedächtnis bleiben. Unsere Bilder zeigen oben eine gewaltige Brandungswelle bei schwerstem Sturm vor der Schutzmauer in Helgoland. Die beiden unteren Bilder stellen den Columbus-Pier in Bremerhaven dar: links bei schwerer Sturmflut, bei der die Wassermassen die gesamten Ladeanlagen überfluten, rechts bei normalem, auch nicht gerade sanftem Wetter. Auf dem linken Bilde liegt die riesige „Europa“ am Kai. Das rechte Bild läßt deutlich erkennen, um wieviel tiefer bei normalem Wetter die „Europa“ im Wasser liegt.

# Sturmflut







# Die Ohrfeige im Graben

Eine Anekdote um den Bayerischen Militär-Max-Joseph-Orden

Von Wilhelm von Schramm

Im Weltkrieg hatte sich ein junger bayerischer Offizier in der Schlacht am Kemmel so ausgezeichnet, daß er zur höchsten Auszeichnung, die sein Land zu vergeben hatte, dem Bayerischen Militär-Max-Joseph-Orden, vorgeschlagen wurde. Man hatte also, wie es der Brauch war, eine Reihe von Offizieren berufen, damit sie den Fall untersuchen und über die Würdigkeit des Vorgeschlagenen mit ihren Stimmen entscheiden sollten. Es war Vorschrift dabei, daß die Mitglieder des Ausschusses selbst schon in den Besitz der hohen Auszeichnung gekommen seien, die die Devise trägt: *virtuti pro patria*.

Bei der Kommission, die den Fall des Leutnants behandelte, befand sich damals auch ein General von D. Mit großer Bestimmtheit verband er zugleich die Geistesart, die mit der Liebe zum Kriegshandwerk auch die zu den ritterlichen Sitten vereinigt. Seine bloße Anwesenheit bei den Sitzungen hatte genügt, eine gewisse höhere Tonart sicherzustellen. Die Akten über den Fall des bayerischen Leutnants ergaben folgendes:

Der junge Offizier hatte mit seiner Truppe in jener mörderischen Schlacht mehrere Gräben hintereinander gestürmt; er war, ohne sich um den Anschluß zu kümmern, immer weiter gegen die Höhe des Berges vorgedrungen und hatte zuletzt nur noch eine Handvoll unverwundeter Leute um sich gehabt, als ihm plötzlich von einem dicht besetzten englischen Schützengraben Halt geboten wurde. Jeder andere hätte in dieser Lage den Mut verloren; der Leutnant aber, von dem siegreichen Vorwärtstürmen begeistert und gleichsam über sich selbst hinausgetragen, sprang laut rufend und Schnellfeuer aus seiner Pistole gebend über den Graben, so daß die erschrockene Besatzung glauben mußte und wirklich glaubte, sie sei von einer starken Übermacht überrumpelt worden. So warf sie also ihre Gewehre weg und streckte die Hände hoch zum Zeichen, daß sie sich ergeben wollte. Der verwagene Leutnant glaubte bereits, daß der Kampf zu seinen Gunsten entschieden sei, ehe er richtig begonnen hatte. Er hatte indessen nicht mit einem englischen Offizier gerechnet, der zwar im ersten Augenblick selbst überrumpelt war, sich aber schnell wieder gesammelt hatte und nun erkannte, wie schwach der Angreifer in Wirklichkeit war. Dieser Offizier schrie seinen Leuten zu, daß sie sich wehren sollten; zugleich drückte er seine Pistole mehrmals gegen den bayerischen Leutnant ab — zu seinem Unglück und zu

des anderen Glück jedoch, ohne ihn ernsthaft zu treffen oder gar außer Gefecht zu setzen, so daß der Bayer nur einige leichte Streifschüsse erhalten hatte. Und nun geschah das, was das Bedenkliche dieser ganzen Geschichte ist: der Bayer war nämlich über die Dreistigkeit seines Gegners in eine so schreckliche Wut geraten, daß er sich nicht mehr beherrschen konnte. So sprang er in den Graben hinunter, stieß die nächsten Engländer beiseite und schlug seinem Gegner die Pistole mit einem Faustschlag aus der Hand. Dann packte er ihn, obwohl der ein gut Teil größer war als er, beim Kragen, schrie ihn an und verfeigte ihm rechts und links wütende Ohrfeigen, bis der Geschlagene taumelnd niederfiel — kurzum er gebärdete sich so wild, daß es ihm mit den fünf Mann, die noch bei ihm geblieben waren, gelang, die zehnfache Übermacht dermaßen einzuschüchtern, daß weder der Offizier noch die Soldaten einen weiteren Versuch des Widerstandes wagten, bis glücklich Entlastung durch nachkommende deutsche Truppen gekommen war.

Die Verlesung dieses Berichts hatte bei den jüngeren Offizieren der Kommission stille Heiterkeit, ja manches verätherische Gesichtszucken erregt, so daß sie am liebsten vor Vergnügen heraus gelacht und Bravo gerufen hätten, wenn nicht der General von D. keine Miene verzogen, ja sogar finster und abweisend vor sich hingesehen hätte. Als der Berichterstatter geendet hatte, räusperte er sich und fragte, welcher Meinung die Herren seien. Die jüngeren äußerten sich ohne Ausnahme voll Lob und Anerkennung über das kühne Verhalten ihres jungen Kameraden, aber der alte General stimmte ihrer Meinung nicht bei. „Was ist mit den Backenstreichen, den Ohrfeigen, die er dem englischen Offizier gegeben hat?“ fragte er ungeduldig. Man anerkannte auch darin ein drastisches, aber wirksames Mittel. Aber der General sagte langsam, indem er jedes seiner Worte betonte: „Der englische Offizier hat als einziger der ganzen Abteilung seine soldatische Pflicht getan: er hat sich gewehrt und seine Leute zum

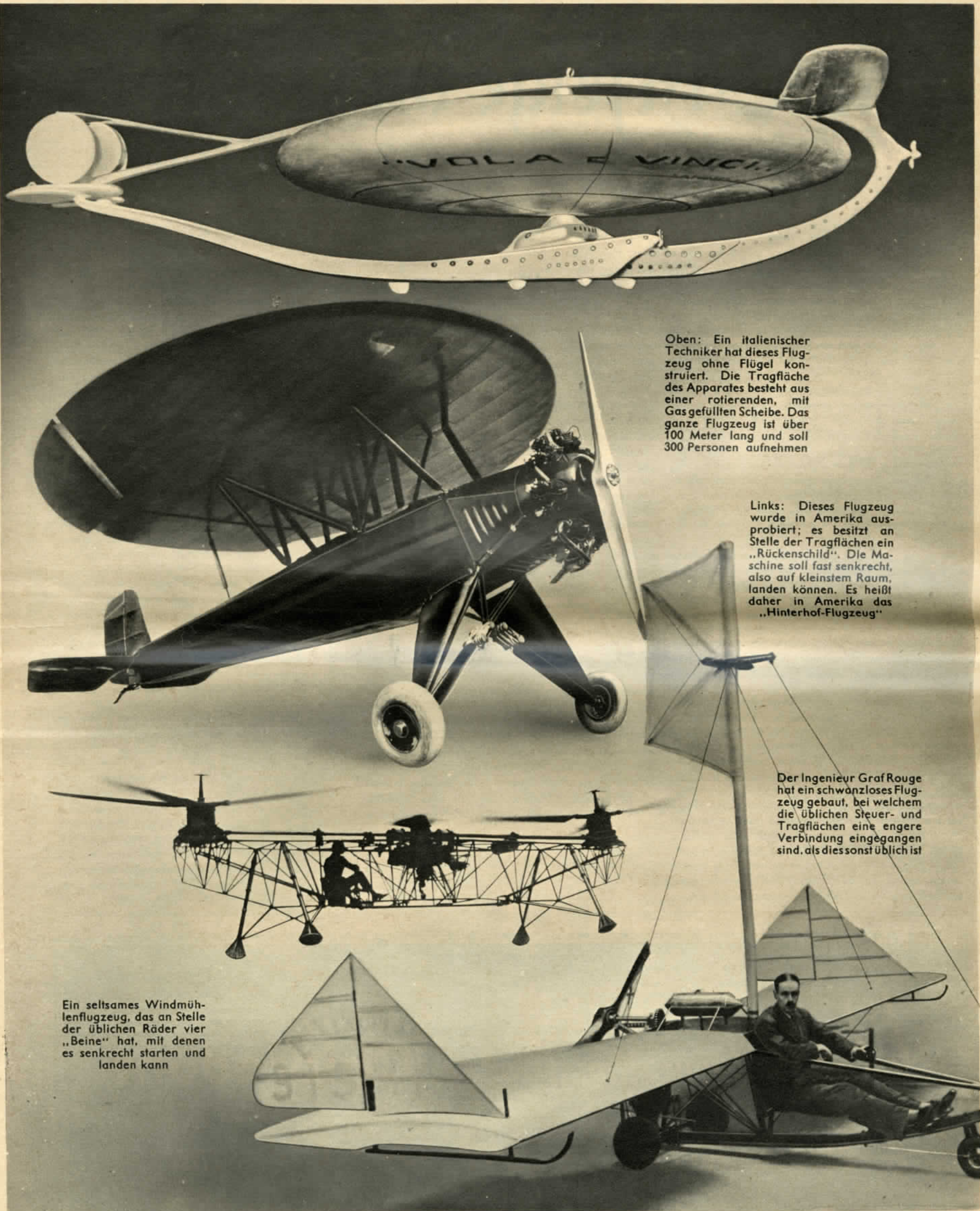
Widerstand aufgefordert, handelte also als ein Führer und Offizier und verdiente dafür kameradschaftliche Achtung und Anerkennung. Unser Kamerad aber, so tapfer und entschlossen er sich auch in dieser Affäre erwies, hat sich eine schlimme Blöße gegeben, die seiner Ehre und der unseres Heeres nicht würdig gewesen ist: er hat den tapferen feindlichen Offizier durch seine Schläge entwürdigt und beleidigt. Ich stelle den Antrag, die Verhandlung über seine Dekoration so lange zu vertagen, bis ich die Meinung anderer, höher gestellter Personen darüber erfahren habe.“ Dem Antrag des Generals ist damals stattgegeben worden.

★

Nach etwa zwei Jahren versammelte sich aufs neue ein Ausschuß von Offizieren in eben derselben Sache. Der Krieg war inzwischen zu Ende, die alte Armee durch den Umsturz zerfallen worden, von den überlebenden Offizieren mancher an Leib und Seele gebrochen zurückgekehrt: der alte General aber, wenn auch unterdessen ganz weiß und bager geworden, hielt sich noch tapfer aufrecht, ja seine Augen blickten noch wacher als ehemals. Unter seinem Vorsitz behandelte man zum zweiten Male den Fall des verwegenen bayerischen Offiziers, der einem englischen Leutnant Backenstreiche gegeben hatte. Da stellte der General von D. eine Bedingung, von deren Erfüllung er seine Stimmabgabe für die Verleihung der hohen Auszeichnung abhängig machte: er verlangte von jenem Leutnant, daß er sich bei dem englischen Kameraden, dessen Name und Wohnort ja wohl zu erkunden seien, schriftlich entschuldige, um ihm seine soldatische Ehre wiederzugeben — und daß er zugleich einen Bericht über den Vorgang an dessen Vorgesetzte nach England gelangen lasse, gleichfalls mit einer Entschuldigung. Denn, so schloß der General seine Worte, er hätte ihn niederstechen, erschießen können, aber die Ohrfeigen seien gegen die Ehre gewesen; die man dem tapferen Gegner schuldig ist; sie seien nicht mit der hohen Devise vereinbar, die das Schild jener höchsten Auszeichnung ziere: *virtuti pro patria*. Ich weiß nicht, was aus dem Vorschlag von D.s geworden ist, denn die Abstimmung darüber fand in geheimer Sitzung statt. Ich las nur ein halbes Jahr später, daß jener bayerische Offizier tatsächlich noch jenen höchsten bayerischen Kriegsorden erhalten hatte.

Die Artillerie „Unser Haus wird luftgeschützt“ wird in einer der nächsten Nummern fortgesetzt

Und keinen Abend ohne Chlorodont  
- selbst wenn Sie noch so müde sind!



Oben: Ein italienischer Techniker hat dieses Flugzeug ohne Flügel konstruiert. Die Tragfläche des Apparates besteht aus einer rotierenden, mit Gas gefüllten Scheibe. Das ganze Flugzeug ist über 100 Meter lang und soll 300 Personen aufnehmen

Links: Dieses Flugzeug wurde in Amerika ausprobiert; es besitzt an Stelle der Tragflächen ein „Rückenschild“. Die Maschine soll fast senkrecht, also auf kleinstem Raum, landen können. Es heißt daher in Amerika das „Hinterhof-Flugzeug“

Der Ingenieur Graf Rouge hat ein schwanzloses Flugzeug gebaut, bei welchem die üblichen Steuer- und Tragflächen eine engere Verbindung eingegangen sind, als dies sonst üblich ist

Ein seltsames Windmühlenflugzeug, das an Stelle der üblichen Räder vier „Beine“ hat, mit denen es senkrecht starten und landen kann

### Seltene Vögel

Alle Aufnahmen Weltbild

Eine Auswahl verschiedener Flugzeug-Konstruktionen, die sich nicht durchsetzen konnten

# Aus der Arbeit des RLB:

In der Jagen-Kampfbahn in Dresden wurden im Rahmen einer würdigen Feier, an der außer dem Vizepräsidenten und dem Landesgruppenführer des RLB Abordnungen und Ehrenstürme der Partei und ihrer Gliederungen sowie eine Hundertschaft der Polizei teilnahmen, 4900 Luftschutzhausewarte verpflichtet. Nach der Weihe von 16 RLB-Fahnen durch den Landesgruppenführer wies der Bezirksgruppenführer die angetretenen Luftschutzhausewarte auf die Schwere und Verantwortung ihres freiwillig übernommenen Amtes hin. Der Dresdener Polizeipräsident nahm anschließend in feierlicher Form die Verpflichtung vor. Mit dem Gesang der Nationalhymnen und dem Ausmarsch der Fahnen, zu dem das Musikkorps der Schutzpolizei, der Musikzug des RLB und der erstmalig angetretene RLB-Spielmannszug der Ortsgruppe Dresden-Mitte spielten, fand die Weihestunde ihr Ende.

Die Gewinner der Freifluglose, die auf der Großen Deutschen Luftschutzausstellung zur Verlosung gekommen waren, als diese in Köln aufgebaut war, trafen sich auf dem Kölner Flughafen. Mit großen Erwartungen sahen alle dem Fluge entgegen. Den ganzen Nachmittag streiften die Flugzeuge über der Stadt. Der Gedankenaustausch nach beendigem Flug wollte kein Ende nehmen. Man sah jedem Teilnehmer an, welch großen Eindruck das Erlebnis für ihn bedeutete. Von mancher Seite fiel die Bemerkung: „Für allzu gefährlich habe ich die Wirtung der Brandbomben nie eingeschätzt, doch jetzt, da ich das Häusergewimmel Kölns von oben sah, kam mir zum Bewußtsein, welch ungeheure Gefahr unserer Vaterstadt droht, wenn nicht frühzeitig Vorkehrungen getroffen werden, um diese Gefahr einzudämmen.“

An der Fahnenweihe der Gemeindegruppe Westkant (Landesgruppe Rheinland) durch den stellvertretenden Landesgruppenführer Ledebusch nahm auf Einladung der RLB-Dienststelle eine starke Gruppe der Auslands-Organisation der NSDAP Holland teil. Die Auslandsdeutschen folgten mit Interesse der Veranstaltung, bei der auch die Amtsträger und der Ehrensturm sowie die Luftschutzhausewarte feierlich verpflichtet wurden. Bei dem anschließenden Kameradschaftsabend brachte der Ortsgruppenleiter der NSDAP aus Heerlen, Holland, den Dank für die Einladung, die ihm zum ersten Male die Teilnahme an einer Veranstaltung einer der bedeutendsten Organisationen des neuen Deutschland ermöglichte, zum Ausdruck.

In München-Gladbach (Landesgruppe Rheinland) wurde der Film „Volk in Gefahr“ vorgeführt. In der Nähe des Vorführrers standen zwei Jungen von etwa 15 Jahren. So ganz aus vollem Herzen sagt unvermittelt der eine: „Du, Willy, bei uns es noch keine em Luftschutzbund. Wenn jetzt aber mi Badder oder mi Modder net dren geht, dan donn (tue) ech et, on wenn ech et vom Sondagsgeld betahle mot. Denn dat senn ech en, dat dat nötig es.“ Diese Erkenntnis des Jungen könnte manchem Erwachsenen zur Mahnung dienen!

## Luftschutz im Zeltlager des BDM

Von Frieda Schröder,

Sachbearbeiterin der Bezirksgruppe XII/3 Chemnitz (Landesgruppe Land Sachsen)

Jrgendwo zwischen den Bäumen steigt Rauch in die Höhe. Wir schägen: Sulafschkanone und wissen, das Lager des Gau 104 des BDM an der Pulvermühle in Olbernhau ist erreicht. Ein paar Blondköpfe kommen, der Küchendienst. Sie sind auf dem Esplatz beschäftigt und haben uns bald erkannt. Mit fliegenden Köpfen sausen sie vor uns her und verkünden mit dem Ruf: „Luftschutz!“ unsere Ankunft im Lager.

Ein wunderbares Fleckchen Erde tut sich vor unseren Blicken auf. Ein Kalkfessel, eingeschlossen von herrlichem Hochwald, rechts romantische Bergwände, liegt im strahlenden Sonnenschein mit seinen fünf Rundzeltten und der stolzen Lagerfahne vor uns. Und hier tummeln sich unsere Chemnitzer Mädels, die das Glück haben, am Zeltlager teilzunehmen zu können.

Ein Pfiff — der Medizinball fliegt beiseite — und im Ru stehen die 45 Mädels angetreten. Meldung und Begrüßung und dann geht's gleich an die

Arbeit. Ich setze mich mit den Mädeln im Kreis auf die Erde und erzähle ihnen inmitten der herrlichen Natur vom Ernst und der Notwendigkeit der Arbeit im Luftschutz. Das ist gar nicht wie Schule, die Mädels hängen mit großen Augen an mir, und bald kommt das Mitarbeiten. Unsere Chemnitzer Mädels sind wahre Großstadtkinder. Schnell begeistert, temperamentvoll gehen sie mit! Oh — sie wissen schon was von den verschiedenen



Aufn. Josef Scherer, Sulzbach

Hitlerjungen, die von der Ortsgruppe Sulzbachtal (Gruppe Saar) in einem Luftschutzlehrgang ausgebildet wurden, veranstalten ein regelrechtes Fußballspiel unter der Gasmasken, um sich an strenge Arbeit unter der Gasmasken zu gewöhnen und den Zuschauern vor Augen zu führen, daß die Gasmasken den Träger nicht entfernt so behindert, wie es der Laie meist annimmt



Aufn. Weltbild

Die Bezirksgruppen Charlottenburg und Tiergarten der Landesgruppe Groß-Berlin hielten im Zoologischen Garten eine zahlreich besuchte Werbe-Veranstaltung ab, die der „Frau im Selbstschutz“ gewidmet war. Im Freien und in den Sälen wurden gymnastische Übungen unter der Gasmasken, Übungen in der Ersten Hilfe und im Brandschutz gezeigt. Der Musikzug der Landesgruppe unterhielt darüber hinaus die Zuschauer auf das Beste



Aufn. Presse-Photo Hammer

Weihe von 16 Fahnen Dresdner RLB-Reviergruppen durch den Kreisleiter

Bomben. Sie haben doch von Vater oder Mutter, die bereits im Luftschutz arbeiten, manches gehört. Aber noch herrscht ein herrliches Durcheinander in ihren Köpfen. Doch bald ist auch hierin Ordnung geschaffen, und sie wissen das Notwendigste von Blau-, Grün- und Gelbkreuz und stehen nun vor dem Atemschutzgerät, der Gasmasken, die sie bei ihrer Arbeit als Meldegänger ja unbedingt brauchen. Zunächst herrscht neben Neugier noch leise Abneigung. In der Praxis jedoch wurde es anders!

Ich bringe ihnen nahe, welch ungeheurer große Verantwortung wir ihnen mit dem Dienst als Melder übertragen, und daß wir auch den Mädeln aus der Bewegung diese große Verantwortung übertragen, weil wir von ihnen wissen, daß sie diszipliniert und gewillt sind, sich einzusetzen für die Erhaltung von Volk und Vaterland. Sie lernen nun ihre Pflichten als Melder genau kennen, lernen Meldungen überbringen. Und wie sie das tun! Von dem Eifer, von der Begeisterung und der Genauigkeit könnte mancher lernen! Da ist — so nehmen wir an — eine Hauswand eingestürzt — dazu ein Dachstuhlbrand — hier ist ein großer Sprengtrichter, und es riecht stark nach Kampfstoff — nach faulem Obst. Immer wieder kommt solch eine Meldung! Aber Tränen gab's auch! Das kleinste Blondköpfchen unter den 12- bis 14-jährigen „brachte es nicht“. Es landet auf meinem Schoß, und nun kommt aber eine Meldung zustande, die sich sehen lassen kann. Helle Freude strahlt nun auch aus diesen Blauaugen.

Bei allem Eifer knurrt aber doch der Magen. Unsere Theoriestunden sind beendet — und gemeinsam marschieren wir alle mit dem herrlichen Marsch: „Wir haben Hunger, Hunger, Hunger!“ in freudiger Erwartung auf Makkaroni mit Schinken abwärts zum Esplatz. Der Küchenchef strahlt und erzählt mir als verstehender Hausfrau von der Schwierigkeit der Makkaroni-Zubereitung, von der Sulafschkanone, von vieler guter Butter und großen Mengen Schinken. Es schmeckt aber auch danach! Herrlich!

Als wir nach der Essenspause mit 25 Gasmasken, allerlei bunten Fähnchen, Nummern und Straßenschildern anrückten, war die Spannung groß. Jede wollte zuerst die Gasmasken haben oder eine Nummer oder eine Strafe sein. Aber fein ordentlich wurde aufgeteilt, so daß jede einmal mit der Gasmasken den schwierigen Orientierungslauf zwischen einem Labyrinth von Nummern machen mußte. Die Zeit wurde sogar abgestoppt, so daß sich das ganze zu einem richtigen Wettlauf herausbildete. Zum Schluß war noch Siegerlauf! Wenn wir auch keine Medaillen aussteilen konnten, so lösten die Preise in Form von Schokoladepackungen helle Freude aus; denn Schokolade ist bei dem strengen und natürlichen Lagerleben sehr gefragt. Dieser Lauf zeigte den Kindern, daß man unter der Gasmasken sogar soviel Luft kriegt, daß man Wettläufe machen kann. Nun konnte der eigentliche Meldebetrieb beginnen. Ein markiertes Wohnhaus erhielt seinen Luftschutzhausewart und Stellvertreter, die die Meldungen über Schadensfälle zu schreiben hatten. Auf dem Wege, den der Melder zu geben hatte, waren viele Schadensfälle markiert, rote Fahnen zeigten einen Brand, blaue einen Sprengtrichter, gelbe lösbefugte Stellen. Alles mußte beobachtet und aufgeschrieben werden. Mit soldatischer Eraktheit wurde Meldung erstattet. — Zahlreiche Zaungäste, Kinder und Sommerfrischler, hatten sich eingefunden und verfolgten mit Freude und Interesse diese wichtige Arbeit der Jugend im Luftschutz.

Es war nicht das einzige Lager, das wir bearbeiteten. Jedes Lager der sechs Untergaue, die im Bereich der Bezirksgruppe Chemnitz des RLB liegen, besuchten wir. Jedes war etwas anders, jedes aber hatte seine eigenen Schönheiten und Eigenheiten. Wir aber lernten die Kinder unseres Landes kennen: das Kind der Großstadt, an Gefahren gewöhnt, schnell in der Auffassung und Verarbeitung; das Kind des Landes, ruhiger und gründlicher; das Kind der Grenzorte, ernst, sicher und zäh in der Arbeit.

Nie werde ich diese Tage vergessen. Es war nach langen Jahren das erste Mal, daß ich wieder mit der Jugend arbeitete, und es stieg ein frohes Glücksgefühl in mir auf: uns braucht mit dieser Jugend um die Zukunft nicht bange zu sein!

